



Ausgezeichnete Abschlussarbeiten der Erlanger Geschichtswissenschaft 1

Dagmar Seck

Völkerschauausstellungen in Deutschland und Frankreich von 1874 bis zum Ersten Weltkrieg

Dagmar Seck

Völkerschauausstellungen in Deutschland und Frankreich
von 1874 bis zum Ersten Weltkrieg

Ausgezeichnete Abschlussarbeiten der Erlanger Geschichtswissenschaft

Band 1

Hrsg. vom Department Geschichte der
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

Dagmar Seck

**Völkerschauausstellungen
in Deutschland und Frankreich
von 1874 bis zum Ersten Weltkrieg**

Erlangen

FAU University Press

2013

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Umschlagbild: *Tisseurs de tapis sous la tente* (Illustration zum Artikel *La Tunisie à l'Exposition* in der Zeitschrift *L'Illustration* vom 15.09.1900, S. 161).

Der vollständige Inhalt des Buchs ist als PDF über den OPUS Server der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg abrufbar. Kopien und Ausdrücke dürfen nur zum privaten und sonstigen eigenen Gebrauch angefertigt werden.

Verlag und Auslieferung:

FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

ISBN: 978-3-944057-05-7

ISSN: 2196-9671

Herausgebervorwort

Seit dem Studienjahr 2011/12 verleiht das Department Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg einen Preis für herausragende Abschlussarbeiten in den Master- und Lehramtsstudiengängen des Departments. Es würdigt damit historische Studien, die sich durch originelle Ansätze, ihre Leistung in der Quellenerschließung und weiterführende Ergebnisse in besonderem Maße auszeichnen. Mit der Aufnahme in die vom Department Geschichte herausgegebene Reihe „Ausgezeichnete Abschlussarbeiten der Erlanger Geschichtswissenschaft“ sollen diese Untersuchungen auch einem breiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Für das Department Geschichte

Birgit Emich
Georg Seiderer

Danksagung

Offene Ohren und eine offene Bürotür: Darauf bin ich bei Herrn Prof. Dr. Friedrich Kießling stets gestoßen, wenn ich wegen meiner Magisterarbeit bei ihm vorstellig wurde. Gleichmaßen kritisch wie freundlich hat er sechs Monate lang meine Arbeit begleitet, mir Orientierung gegeben und dabei gleichzeitig größtmöglichen Freiraum gelassen. Zu ihm kam ich gerne, um mir in netter Atmosphäre Rat zu holen. Für seine fördernde und fordernde Art, für seine Verfügbarkeit, seine Hilfe und sein Interesse – auch über die Abgabe der Arbeit im April 2011 hinaus – sei ihm hier noch einmal ausdrücklich und herzlichst gedankt.

Dank gebührt aber auch meinen Eltern, die mein Studium selbst nach Überschreiten der Regelstudienzeit weiterhin als ein förderungswürdiges Unternehmen erachtet haben, außerdem Herrn Dr. Matthias Rittner für seine wachsamen Augen und seine kritischen Anmerkungen. Sie haben dieser Arbeit sehr zum Nutzen gereicht.

Den Herausgebern der „Ausgezeichneten Abschlussarbeiten der Erlanger Geschichtswissenschaft“ bin ich freilich ebenfalls zu großem Dank verpflichtet. Ohne die 2012 neu initiierte Reihe könnten Sie diese Worte an dieser Stelle gar nicht lesen und hätte ich mich vermutlich nicht so bald aufs Neue mit dem spannenden Phänomen der Völkerschauausstellungen beschäftigt. Was mir beim (geringfügigen) Überarbeiten und Aktualisieren meiner Arbeit überdies klar wurde: Es ist und bleibt ein interessantes Thema, das weiterhin erforscht und kontrovers diskutiert wird – und werden sollte.

Erlangen, im Juli 2013

Dagmar Seck

Inhaltsverzeichnis

1	Zu Hause die weite Welt entdecken	11
2	Quellen- und Forschungsüberblick.....	19
2.1	<i>Quellen.....</i>	<i>19</i>
2.2	<i>Sekundärliteratur</i>	<i>23</i>
3	Historische Vorläufer und Entstehung der Schauen	28
4	Das Geschäft mit dem Fremden in Deutschland	37
4.1	<i>Die Legitimierung der Veranstaltungen</i>	<i>37</i>
4.2	<i>Gut gewählt ist halb gewonnen</i>	<i>44</i>
4.3	<i>Die Organisation des Besuches</i>	<i>48</i>
4.4	<i>Mit Werbung eine Menge erreichen</i>	<i>55</i>
4.5	<i>Darstellung und Inszenierung.....</i>	<i>59</i>
4.6	<i>Reaktionen.....</i>	<i>73</i>
5	Das Geschäft mit dem Fremden in Frankreich	81
5.1	<i>Die Legitimierung der Veranstaltungen</i>	<i>83</i>
5.2	<i>Gut gewählt ist halb gewonnen</i>	<i>89</i>
5.3	<i>Die Organisation des Besuches</i>	<i>97</i>
5.4	<i>Mit Werbung eine Menge erreichen</i>	<i>103</i>
5.5	<i>Darstellung und Inszenierung.....</i>	<i>106</i>
5.6	<i>Reaktionen.....</i>	<i>122</i>
6	Vergleich der unvergleichlichen Spektakel	131
7	Das Ende der Schauen und ihre Spätfolgen	143
	Quellen- und Literaturverzeichnis.....	151

1 Zu Hause die weite Welt entdecken

*One of the most horrible things they do, is making the skulls of their friends into drinking-cups, and they think that by doing so, they show their AFFECTION!*¹

*The most striking features in the character of the Indian are BRAVERY and CRUELTY. The children are encouraged to torment animals. The mother smiles to see her little ones tearing little birds to pieces.*²

*Their chief glory consists in a sprig of asparagus in the hair, because it is the token of having slain an enemy; every one, therefore, who has never killed one, is on the watch for an opportunity of slaughter, even if it be only of a helpless child.*³

(Favell Lee Mortimer)

Schreckliche „Australische Ureinwohner“, grausame „Indianer“, blutrünstige „Abessinier“: Wie kommt Favell Lee Mortimer Mitte des 19. Jahrhunderts dazu, diese „fremden“ Völker auf solch eine Weise zu beschreiben? War die englische Kinderbuchautorin⁴ vielleicht selbst einmal in Amerika, Afrika oder Australien gewesen, bevor sie in ihren Geographiebüchern diese erschütternden Beobachtungen niederschrieb? Keineswegs! Um erfolgreiche Länderbeschreibungen zu veröffentlichen und sie sogar mehrmals neu auflegen zu lassen, war es im Viktorianischen England mitunter durchaus ausreichend, einfach eine Vielzahl fremder gedruckter Quellen zusammenzufassen, ohne dabei auch nur ein einziges Mal die dargestellten Länder selbst besucht zu haben. Mortimers Trilogie – *Near home; or, The countries of Europe described* von 1849, *Far off; or, Asia and Australia described* von 1852 und *Far off, Part II; or,*

¹ Mortimer, Favell Lee: *Far off; or, Asia and Australia described*. London 1852, S. 283 (*Australia*).

² Dies.: *Far off, Part II; or, Africa and America described*. London 1854, S. 208 (*The North American Indians*).

³ Ebd., S. 32 (*Abyssinia*).

⁴ Zu Leben und Werk von Favell Lee Mortimer vgl. Pruzan, Todd: A brief introduction. In: Favell Lee Mortimer/Todd Pruzan: *The clumsiest people in Europe, or: Mrs. Mortimer's bad-tempered guide to the Victorian world*. New York 2005, S. 1–20.

Africa and America described von 1854 – zeichnet sich daher auch nicht durch genaue ethnologische oder geographische Untersuchungen aus, sondern vielmehr durch eine erstaunliche Ansammlung abstruser Behauptungen und gängiger Vorurteile jener Zeit.

Heute haben die Bücher Mortimers als Informationsquellen zu fernen Ländern (selbst vergangener Zeit) freilich ausgedient. Sie können uns am ehesten noch Auskunft über die Vorstellungswelt und den Wissenshorizont einer strenggläubigen, englischen Pfarrersfrau um 1850 geben. Man erfährt aus ihnen, was sie unter ansprechenden, kindgerechten Geographielehrwerken verstand, man erhält Einblick in das mögliche Ausmaß des damaligen englischen Weltwissens und man lernt Mortimers Sicht auf außerenglische Kulturen und deren religiöse Praktiken kennen. Aber auch über den ausdrücklichen Inhalt hinaus sind die Länderbeschreibungen ein interessantes Zeitdokument, spiegeln sie doch ganz allgemein einige wichtige Vorgänge und Haltungen des 19. Jahrhunderts wieder: Die Europäer greifen auf andere Kontinente aus, beschreiben, bewerten, richten, bemitleiden und belehren. Andererseits interessieren sie sich aber auch, informieren sich, bilden sich, forschen nach, analysieren und wollen alles wissen.

Wissen kann ganz grundsätzlich als ein Schlagwort oder ein Leitgedanke des 19. Jahrhunderts angesehen werden:⁵ Mit der Schulpflicht und der Beschleunigung der Alphabetisierung ab den 1860er Jahren setzten viele europäischen Staaten die Idee der Volksaufklärung um, auch Einrichtungen wie zoologische Gärten und Museen trugen zur Verbreitung von Bildung und Kenntnissen innerhalb der breiten Bevölkerung bei. Die Wissenschaft professionalisierte sich und neue Disziplinen und Institutionen entstanden, in denen naturwissenschaftliche und medizinische Erkenntnisse gewonnen wurden. Dabei war der Fortschritt insbesondere in Form von technischen Neuerungen und Erfindungen sichtbar, denen unter anderem auf den Weltausstellungen gehuldigt wurde. Die Weltausstellungen waren jedoch mehr als eine bloße Schau von Maschinen und Geräten, sie wollten die gesamte Welt mit einem

⁵ Die Ausführungen zum 19. Jahrhundert folgen Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. München 2009.

alles umfassenden Blick taxonomieren und das globale Wissen ordnen. Das wissenschaftliche Interesse am Wesen *Mensch* stieg ebenfalls, er wurde von der Anthropologie vermessen, klassifiziert und eingeordnet, selbst außereuropäische Menschen konnten da konsequenterweise nicht außen vor bleiben. Doch nicht nur in Bezug auf biologische, auch hinsichtlich kultureller Aspekte herrschte große Neugierde auf „fremde“ Völker, die man mit Expeditionen, Reisebeschreibungen, Wörterbüchern, Landeskunden und Übersetzungen fremdsprachiger Texte zu befriedigen suchte. Insbesondere die Sprachwissenschaften und die Archäologie beschäftigten sich mit jenen Kulturen, die Zeugnisse in Schrift und Stein hinterlassen hatten, während sich ab den 1860er Jahren die Ethnologie den „primitiven Naturvölkern“ zuwandte.

Nicht zuletzt der Kontrast von technischem Fortschritt auf der einen Seite und „archaischer“ Lebensweise auf der anderen erhärtete den Verdacht, dass die Europäer „rassisch“ und kulturell überlegen seien. Dem evolutionistischen Denken verhaftet sahen sich die Europäer in der Hierarchie der Völker auf der obersten menschlichen Entwicklungsstufe stehen und sprachen den „primitiven“ Völkern anderer Kontinente das Recht und die Fähigkeit ab, sich selbst autonom zu regieren. Gestützt auf wissenschaftliche Erkenntnisse – etwa aus der Geographie – sowie militärische und wirtschaftliche Macht griffen die Europäer ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder verstärkt auf Territorien außerhalb Europas aus. In der Überzeugung, die einzige maßgebliche Zivilisation zu besitzen, wurden Imperien konsolidiert, erweitert oder neu geschaffen, die mit dem Prinzip der Herrschaft der Starken über die Schwachen legitimiert wurden.

Im Zuge der (nicht nur) europäischen Expansion rückte die Welt näher zusammen, auch die letzten Gebiete der Erde wurden nun „entdeckt“ und erkundet. Vernetzt wurde das alles durch die Verbreitung neuer Verkehrs- und Kommunikationsmittel wie der Eisenbahn und der Telegraphie. Auch die Presse hatte einen gewichtigen Anteil an der Entwicklung, denn zum einen senkten technische Neuerungen in der zweiten Jahrhunderthälfte den Preis der Zeitungen auf ein Niveau, das immer mehr Bevölkerungsschichten zugänglich war, zum anderen versorgten Nachrichten-

agenturen mit Korrespondenten in aller Welt das neue Massenpublikum in Europa zügig mit Informationen aus allen Erdteilen. Durch das Anwachsen der Verkehrs- und Handelsnetze waren auch Güter und Rohstoffe aus Übersee leichter verfügbar, „exotische“ Kolonialwaren etwa wurden im Alltag immer präsenter.

Das 19. Jahrhundert war in Europa allgemein eine Zeit des zunehmenden Konsums aller Bevölkerungsschichten, aber auch der zunehmenden Produktivität. Vor allem die Industrielle Revolution beschleunigte und verbilligte die Produktion – nicht zuletzt auch von Konsumgütern. Die neue Produktionsweise in Fabriken hatte entscheidende Auswirkungen auf die Arbeits- und Lebensweise der Arbeiter in den Städten:⁶ Sie mussten sich nun an sehr genau geregelte Arbeitszeiten halten, bekamen dafür aber auch regelmäßige Gehälter. Freizeit als Kontrast zum Erwerbsleben entstand überhaupt erst und wollte nun angemessen gefüllt werden. Anders als auf dem Dorf, wo man mit den Festen und Jahrmärkten noch dem Rhythmus der Jahreszeiten folgte, gab es in den Städten nun ganzjährig geöffnete Vergnügungsetablissemments, die vom stetig fließenden Einkommen der Arbeiter lebten. Gestützt auf das Verkehrsmittel Eisenbahn konnten die Veranstalter jetzt mit umherziehenden Künstlertruppen immer neue Attraktionen bieten.

Um wieder auf Mrs. Mortimer zurückzukommen, könnte man sich fragen, ob das beschriebene Zusammenwachsen der Welt ausreichte, um den Europäern ein realistisches Bild von der Welt und ihren unterschiedlichen Bewohnern zu vermitteln. Ferne Länder „kannte“ man vor allem durch Produkte, aus Zeitungen und aus mittelmäßig seriösen, in der Regel ideologisch ziemlich durchsetzten Beschreibungen und Untersuchungen. Aber der direkte Kontakt mit den Bewohnern dieser Länder? Wer nicht die Mittel oder die Konstitution zum (Fern-)Reisen hatte und auch an seinem Arbeitsplatz nicht auf Ausländer traf, wie es zum Beispiel in den Häfen alltäglich war, dem blieben nur wenige Möglichkeiten, um mit Menschen, die nicht aus England bzw. aus Europa stammten, in

⁶ Zu Freizeit und Vergnügen vgl. Kosok, Lisa/Jamin, Mathilde: Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende. Katalog zur Ausstellung des Ruhrlandmuseums der Stadt Essen vom 25. Oktober 1992 bis 12. April 1993. Essen 1992, S. 38–39.

Kontakt zu kommen. Nichtsdestotrotz gab es aber diese Gelegenheiten, wenn auch vornehmlich in den großen Städten, allen voran in London. Insbesondere im Unterhaltungsgeschäft stieß man auf Angebote, die quasi allen Schichten zugänglich und für alle gleichermaßen ansprechend waren – wenn auch vielleicht aus unterschiedlichen Gründen: Gemeint sind hier die vielfältigen Zurschaustellungen von außereuropäischen Menschen gegen Geld. Zu Mrs. Mortimers Lebzeiten (1802–1878) hätte man in der englischen Hauptstadt unter anderem die „Hottentotten-Venus“ (1810), „Lappländer“ (1822), „Eskimos“ (1824), „Guyaner“ (1839), Iowa-„Indianer“ (1844), „Buschmänner“ (1847), „Kaffern“ (1850), „Azteken-Liliputaner“ (1853), „Australische Ureinwohner“ (1853), „Erdmänner“ aus Südafrika (1853) und „Indianer“ aus Kanada (1856) bewundern können.⁷

So ungewöhnlich und kurios die Darsteller auch waren, die Engländer konnten sich für derartige Aufführungen nicht sehr lange begeistern, das Londoner Publikum wandte sich bald lieber anderen Vergnügungen zu und die Shows wurden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits deutlich seltener. Auf dem europäischen Festland hingegen stand den Völkerschauausstellungen⁸ zu diesem Zeitpunkt eine glänzende Zukunft erst noch bevor. Die Praktiken in Deutschland und Frankreich stechen dabei besonders heraus, denn abgesehen davon, dass die Schauausstellungen dort außerordentlich erfolgreich waren, entwickelten beide Länder jeweils eine andere Art der Darstellung. Während in Deutschland die so

⁷ Vgl. Altick, Richard D.: *The shows of London*, Cambridge (MA) u. a. 1987, S. 268–287.

⁸ Zur Diskussion des sonst in der Literatur gängigeren Begriffs *Völkerschau* vgl. Dreesbach, Anne: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940*. Frankfurt a. M./New York 2005, S. 319–320. Dreesbach führt an, dass *Völkerschau* zwar durchaus eine zeitgenössische Bezeichnung war, viel häufiger jedoch die Begriffe *Karawane*, *Truppe*, *Gruppe* oder (*Völker-/Menschen-*)*Ausstellung* verwendet wurden. In der Forschung hat sich seit den 1950ern zunehmend der Ausdruck *Völkerschau* eingebürgert, Dreesbach ist jedoch zuzustimmen, wenn sie sagt, dass er den (zu oft vernachlässigten) Aspekt der Zurschaustellung nicht ausreichend wiedergibt. Aus diesem Grund wird auch hier der Begriff (*Völker-*)*Schauausstellung* bevorzugt.

genannte „anthropologisch-zoologische“ Darstellung nach Carl Hagenbeck in Zoos, Panoptiken und auf Jahrmärkten klar überwog, konnte man in Frankreich vor allem auf den Welt-, National-, Kolonial- und Regionalausstellungen einen Blick auf das „alltägliche“ Leben „exotischer“ Völker werfen. Es entstanden sozusagen landestypische Spielarten, Variationen ein und desselben Phänomens, die je nach Land andere Inhalte hatten und anders kontextualisiert werden müssen.

Die Frage nach dem Grund und auch nach dem Grad dieser Abweichung drängt sich unwillkürlich auf, handelt es sich doch sowohl um dieselbe Epoche als auch um denselben Kulturkreis. Welchen Zweck verfolgten die Darbietungen? Wie wurden die Menschen konkret inszeniert? Wie ist die Wirkung auf die Zuschauer einzuschätzen? Haben sie vielleicht unterschiedliche Spuren im kollektiven Gedächtnis hinterlassen, weil sie andere Formen und Funktionen aufwiesen? Erstaunlicherweise ist eine explizite Gegenüberstellung der unterschiedlichen Schaustellungspraktiken in Deutschland und Frankreich bisher kaum erfolgt.⁹

Das Phänomen *Völkerschau* betrifft zwar prinzipiell alle Länder Europas, von Russland bis Portugal und von Schweden bis Italien, doch sowohl die Häufigkeit der Schauen als auch die nationalen Eigenheiten legen einen Vergleich zwischen den Nach-

⁹ Lediglich Bergougniou, Jean-Michel/Clignet, Rémi/David, Philippe: „Villages noirs“ et autres visiteurs africains et malgaches en France et en Europe (1870–1940). Paris 2001 betonen immer wieder den Gegensatz. Daneben arbeitet Staehelin, Balthasar: *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel 1879–1935*. Basel 1993, S. 62–67 den Unterschied zwischen einer zirkusähnlichen Singhalesen-Schau Hagenbecks und einem französischen „Senegalesendorf“ heraus, ohne das Ergebnis jedoch prinzipiell zu verallgemeinern. Daneben erwähnt Thode-Arora, Hilke: *Afrika-Völkerschauen in Deutschland*. In: Marianne Bechhaus-Gerst/Reinhard Klein-Arendt (Hrsg.): *AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart*. Münster 2004. S. 25–40, hier S. 26 in einem Satz die Unterschiede zwischen Frankreich, England und Deutschland. Zwischen einer typisch deutschen und einer typisch französischen Art der Darstellung sprechen neuerdings auch Lemaire, Sandrine u. a.: *Les villages itinérants ou la démocratisation du „sauvage“*. In: Pascal Blanchard/Gilles Boëtsch/Nanette Jacomijn Snoep (Hrsg.): *Exhibitions. L'invention du sauvage*. Arles 2011. S. 292–317.

barländern Deutschland und Frankreich nahe. Das historische Kapitel der Schaustellungen begann in den 1870er Jahren und endete mit dem Zweiten Weltkrieg ziemlich abrupt, doch soll hier lediglich die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg betrachtet werden. Der Erste Weltkrieg stellte nämlich nicht nur wegen der logistischen Beschaffungsschwierigkeiten eine Jahre währende Zäsur dar, sondern brachte nach dem Einsatz von Truppen aus den Kolonien auch Legitimationsprobleme bzw. wichtige Modifikationen bei der Darstellung von Völkern aus Übersee mit sich. Nicht zuletzt wegen des Aufstiegs des Konkurrenzmediums *Film* und der Zunahme moralischer Bedenken hatten die Schauen nach dem Krieg nie mehr denselben Erfolg wie davor, ihr Ende rückte immer näher.

Wir bewegen uns bei unserem Vergleich also vorwiegend innerhalb eines knappen halben Jahrhunderts, was bedeutet, dass den Völkerausstellungen dieses Typus nur ein eher kurzes Leben beschieden war. Sie waren nichtsdestotrotz außerordentlich facettenreich und bieten dem Forscher heute zahlreiche Untersuchungsgegenstände, von denen mit der damaligen Unterhaltungsindustrie, den herrschenden Stereotypen, der zeitgenössischen anthropologisch-ethnologischen Forschung sowie den diversen Ausprägungen und Folgen von Rassismus und Kolonialismus nur einige wenige genannt sind. Sie gestalteten sich zudem je nach nationalem Kontext anders und erfuhren eine andere Gewichtung.

Die vorliegende Untersuchung hat sich zum Ziel gesetzt, die Gründe, den Charakter und die Auswirkungen der unterschiedlichen Schaustellungsweisen in Deutschland und Frankreich zu hinterfragen. Nach einem historischen Überblick über die Entstehung der Völkerschaustellungen sollen deshalb zuerst die zu Grunde liegenden Ideen betrachtet werden, mit denen die Schauen in beiden Ländern jeweils legitimiert wurden. Als nächstes sollen die Kriterien beschrieben werden, nach denen die auftretenden Völker und die einzelnen Truppenmitglieder ausgesucht wurden. Um den Rahmen der Veranstaltungen abzustecken, sollen hernach die Organisation und die Werbung angesprochen werden, bevor die konkrete Darstellung und die Inszenierung der „fremden“ Völker Thema sind. Abschließend soll noch auf die Rezeption der Schauen beim Publikum eingegangen werden. Der Vergleich, der dabei ge-

zogen wird, soll zeigen, inwiefern die Veranstalter die Schaustellungen an die Gegebenheiten in den jeweiligen Ländern anzupassen wussten – und wo dennoch Gemeinsamkeiten liegen.

Da die Völkerschaustellungen die verschiedensten Bereiche des menschlichen Lebens berührten, entstammen auch die Quellen zum Thema ganz unterschiedlichen Gebieten und gehören unterschiedlichen Gattungen an. Deshalb soll zuallererst ein Überblick über die Quellen und die darauf aufbauende Forschungsliteratur gegeben werden.

2 Quellen- und Forschungsüberblick

2.1 Quellen

Da heute weder ehemalige Darsteller noch Organisatoren noch Zuschauer zur Verfügung stehen, um Auskunft über die Schaustellungen zu geben,¹⁰ muss man sich vor allem auf die schriftlichen und bildlichen Zeugnisse der Zeit stützen. Sie sind in ihrem Inhalt und in ihrer Form von ungeheurer Vielfalt und decken dadurch die verschiedensten Blickwinkel auf das Phänomen ab. Gleichzeitig sind sie aber nur selten gezielt gesichtet worden, da sie entweder nur mit sehr großem Aufwand oder überhaupt nicht systematisch zu erschließen sind.

Prinzipiell gut erhalten und verhältnismäßig leicht zugänglich sind nationale und regionale Tageszeitungen und Zeitschriften. Sie liefern zur Inszenierung der Schau wie auch zur Rezeption des Publikums wichtige Informationen, angemerkt sei jedoch, dass diese Druckerzeugnisse keineswegs immer verlässlich sind, denn sie berichteten längst nicht von allen Schauen, übertrieben zu Werbezwecken gerne mal den Erfolg und die Sensation einer Truppe und druckten häufig einfach nur die Pressemitteilungen der Veranstalter ab. Fach- und Vereinszeitschriften wiederum sind thematisch stark beschränkt, geben dafür aber speziell die Ansichten und Interessen gewisser Gruppen gebündelt wieder, etwa in Bezug auf die Legitimierung und den Erfolg von Völkerschaustellungen. In diese Kategorie fallen (populär-)wissenschaftliche Periodika wie die *Zeitschrift für Ethnologie*, *La Nature* und die *Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris* oder aber Vereinsorgane wie die *Deutsche Kolonialzeitung* und *La Quinzaine coloniale*.

Während die Zeitungen und Zeitschriften von nationaler Verbreitung relativ problemlos über Bibliotheken und zum Großteil sogar im Internet als Digitalisate einsehbar sind, verhält es sich mit

¹⁰ Vom letztlich völlig unergiebigem Versuch, ehemalige Besucher zu interviewen, berichtet bereits 1989 Thode-Arora, Hilke: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen. Frankfurt a. M./New York 1989, S. 17. Die Erinnerung der Befragten sei getrübt gewesen und die Bewertung zu sehr von heutigen zeitgenössischen Ansichten geprägt. Von den gleichen Erfahrungen berichtet auch Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 11–12.

den Regionalzeitungen ganz anders, sie sind meist nur vor Ort erhältlich und in ihrer Anzahl so groß, dass sie im Rahmen dieser Untersuchung lediglich über die bereits geleistete Arbeit anderer Forscher recherchierbar und erschließbar waren.

Ähnliches gilt für die überaus zahlreichen ikonographischen Zeugnisse, die vor allem über die Inszenierung der „Exoten“ Aufschluss geben. Dazu zählen die Grafiken, Stiche und Fotos der illustrierten Zeitungen, die Fotoalben der Weltausstellungen, aber auch die Postkarten, die während der Veranstaltungen verkauft wurden, und die Plakate, mit denen die Vorstellungen beworben wurden. Zeitschriften wie die *Illustrirte Zeitung*, *Die Gartenlaube* oder *L'Illustration* sind genauso wie einige Weltausstellungsalben einfach zu beschaffen, die (Privat-)Sammlungen von Fotos, Plakaten und Postkarten sind in der Regel jedoch nicht veröffentlicht und somit kaum bzw. nur über die Sekundärliteratur zugänglich. Eine ganz außergewöhnliche Quelle stellen übrigens die Stummfilmaufnahmen der Gebrüder Lumière dar, die 1896 im *Jardin zoologique d'acclimatation* in Paris afrikanische Kinder beim Baden und 1897 Aschanti auf der Ausstellung in Lyon bei allerhand Tätigkeiten filmten.¹¹

Die (Auto-)Biographien und Memoiren der Veranstalter und Impresarios stellen weitere wertvolle Quellen dar, wobei auch sie mit Vorsicht zu genießen sind, denn sie waren meistens von Anfang an zur Veröffentlichung gedacht, außerdem wurden sie häufig nicht selbst geschrieben und geben die Meinung der angeblich erzählenden Person somit nur bedingt wieder. Über Schaustellungen sprechen sie in der Regel nur absatz- oder kapitelweise, und dann auch nur in anekdotischer Form. Trotz allem gewähren sie reichlich interessante Einblicke in das Schaustellungsgeschäft und die damit verbundenen Ziele und Methoden. Die gedruckten Biographien von und über Carl und John G. Hagenbeck etwa sind hierfür ziemlich aufschlussreich. Zu französischen Veranstaltern hingegen liegt bedauerlicherweise überhaupt kein ausführliches persönliches Zeugnis vor. Die Biographien der französischen Impresarios lassen sich

¹¹ Vgl. Deroo, Éric: Le cinéma gardien du zoo. In: Bancel, Nicolas u. a. (Hrsg.): *Zoos humains. Au temps des exhibitions humaines*. Paris ²2004. S. 381–389, hier S. 384–385.

lediglich bis zu einem gewissen Grad rekonstruieren, und zwar durch Zeitungsartikel oder mithilfe der Angaben, die sie in ihren Bewerbungen um Aufträge zu Zwecken der Eigenwerbung gemacht haben. Was dabei auf französischer Seite nicht ans Tageslicht gebracht wurde, ist von Deutschland aus aber kaum aufzuarbeiten, die dazu nötigen Quellen sind hier nicht verfügbar. Speziell für die Welt- und Gewerbeausstellungen sind noch die abschließenden Berichte zu erwähnen, sie legen bisweilen nicht nur einige zusätzliche technische und organisatorische Details offen, sondern fassen vor allem die Ziele und (Miss-)Erfolge der Veranstaltungen zusammen.

Während Lebenserinnerungen und Ausstellungsbilanzen also Einblick in die Selbstwahrnehmung, die Arbeitsweise, die Motivation und die Aufgaben der Organisatoren geben, können Ausstellungsführer und -kataloge sowie Programmhefte, Ankündigungen und Verträge viele Details zu den Aufgaben und Arbeits- bzw. Aufenthaltsbedingungen der ausgestellten „Exoten“ liefern.¹² Freilich gab es auch hier entscheidende Abweichungen von der Realität, denn häufig wurden Dinge ausgemacht und angekündigt, die dann letztlich nicht eingehalten wurden oder nicht stattfanden. Problematisch ist dabei wieder, dass die meisten Programmhefte, Ankündigungen oder Verträge nie ediert wurden und nur über den Rückgriff auf die Ergebnisse anderer Forscher fassbar sind. Was die Ausstellungsberichte und -kataloge anbelangt, ist die Quellenlage hingegen befriedigend, nicht wenige dieser Bücher liegen in großer Anzahl gedruckt vor.

Weitere Angaben, beispielsweise zur Größe der Truppen, ihrer Unterkunft, ihrem Gesundheitszustand und ihrer Verweildauer, lassen sich im Verwaltungsschriftgut der gastgebenden Städte, in Polizeiakten und in den Jahresberichten der Spielorte, etwa der Zoologischen Gärten, finden. Die Schauen mussten angemeldet

¹² Von unschätzbarem Wert ist hier der Nachlass des jahrelang für die Firma Hagenbeck tätigen Impresarios Johan Adrian Jacobsen mit einigen Tausend Briefen, Briefentwürfen, Manuskripten, Programmheften, Verträgen und Rechnungen. Er ist leider noch nicht veröffentlicht, sodass hierfür immer noch Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt die beste Referenz darstellt.

und genehmigt werden, die Polizei kontrollierte, dass alles geregelt ablief, und schritt ein, wenn es Beanstandungen oder Beschwerden gab. Die Ärzte dokumentierten ihre Untersuchungen und die Zoos führten für ihre eigene Bilanz genauestens Buch. Diese Quellen bieten einen anderen, weniger emotionalen Zugang zu den Schauen und haben den Vorteil, dass sie in aller Regel ohne jegliche Verfälschungsabsicht entstanden sind. Sowohl für einige deutsche als auch einige französische Städte sind mithilfe solchen Materials bereits ergiebige Analysen durchgeführt worden, auf die im Folgenden immer wieder zurückgegriffen wird.

Sporadisch und rein zufällig lassen sich hier und da noch persönliche Zeugnisse von Besuchern finden, so zum Beispiel auf Postkarten, in Tagebüchern und in Briefen. Auch als poetischer und literarischer Stoff fanden Schaustellungen von Menschen aus Übersee schon Verwendung, nicht zuletzt in Peter Altenbergs *Ashantee* von 1897, in dem er seine (teils imaginierten?) Begegnung mit einigen Aschanti-Mädchen im Wiener Tiergarten beschrieb.¹³ Diese Quellen sind hilfreich, da sie relativ authentisch den persönlichen Eindruck und die Emotionen der Besucher widerspiegeln. Leider bleiben sie reine Glücksfunde und sind zudem häufig auf berühmte Persönlichkeiten beschränkt bzw. auf Menschen, deren Nachlass gut verwaltet und untersucht wurde.

Aus der umgekehrten Perspektive, das heißt aus der Sicht der Ausgestellten selbst, existiert leider lediglich eine Hand voll Zeugnisse, darunter Zeitungsberichte über einen Gerichtsprozess zum Schutz der so genannten „Hottentotten-Venus“ (London, 1810), der Bericht eines 1853 in London ausgestellten Zulu vor seinen Stammesältesten im südafrikanischen Natal, das Tagebuch des von Hagenbeck ausgestellten und in Paris gestorbenen „Eskimos“ Abraham (1880–1881), ein Interview mit dem Senegalesen Samba Laobé Thiam (Paris, 1889) sowie die Eindrücke einiger Ägypter, die 1889 auf ihrer Reise zum Orientalistenkongress in Stockholm auf der Weltausstellung in Paris Halt machten. Diese Dokumente geben Aufschluss über das Empfinden und die Eindrücke der Ausgestellten und Betroffenen sowie über die Motivation, an einer Völker-

¹³ Altenberg, Peter: *Ashantee*. Berlin 1897.

schaustellung teilzunehmen. Ein grundsätzliches Problem bleibt bei diesen Quellen jedoch, denn fast überall mischen sich in die Zeugnisse der „exotischen“ Besucher die Ideen und Eindrücke der Europäer, da sie es in der Regel waren, die die Aussagen in Schriftform festgehalten oder überliefert haben. Das trifft für die Protokollierung der Aussage vor Gericht ebenso zu wie für die Interviews oder die Übersetzung von Abrahams Tagebuch, etwas wirklich Originales lässt sich eigentlich nicht mehr finden.

2.2 Sekundärliteratur

Vielleicht ist es der schwierigen und komplexen Quellenlage geschuldet, dass die Völkerschaustellungen erst lange nach ihrem Ende zum Gegenstand der Forschung geworden sind. Der einzige Wissenschaftler, der sich sehr früh mit den Schauen beschäftigt und sie sogar noch selbst gesehen hatte, war der Völkerkundler Alfred Lehmann, der 1953 einen Artikel zu den Vorführungen im Leipziger Zoo veröffentlichte und 1955 einen Artikel zu den Schaulustellungen allgemein.¹⁴ Nach einer Pause von drei Jahrzehnten wurde dem Thema dann erst in den 1980ern wieder mehr Beachtung geschenkt. Die ersten Monographien veröffentlichten 1986 Sylviane Leprun mit *Le théâtre des colonies* zur Architektur der „arabischen Straßen“ und der „Eingeborenendörfer“ in Frankreich und 1989 Hilke Thode-Arora mit *Für fünfzig Pfennig um die Welt* zu den Schauen Carl Hagenbecks.¹⁵ Dem folgten weitere Einzelstudien, die sich speziell mit ausgewählten Spielorten oder Völkern beschäftigten, wobei vor allem Rea Brändle mit *Wildfremd, hautnah* (1995) und Balthasar Staehelin mit *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel* (1993) detailreiche Quellenstudien zu den Rahmenbedingungen und der Organisation der Schauen lieferten, während Werner

¹⁴ Lehmann, Alfred: Schaulustellungen im Leipziger Zoo. In: Karl M. Schneider (Hrsg.): Vom Leipziger Zoo. Aus der Entwicklung einer Volksbildungsstätte. Leipzig 1953. S. 72–92; ders.: Zeitgenössische Bilder der ersten Völkerschauen. In: Werner Lang u. a. (Hrsg.): Von fremden Völkern und Kulturen. Beiträge zur Völkerkunde. Hans Plischke zum 65. Geburtstag. Düsseldorf 1955. S. 31–38.

¹⁵ Leprun, Sylviane: *Le théâtre des colonies. Scénographie, acteurs et discours de l'imaginaire dans les expositions 1855–1937*. Paris 1986.

Schwarz sich in *Anthropologische Spektakel* (2001) insbesondere ihrer Rezeption widmete.¹⁶

Ansonsten liegen – auch aus der Ethnologie, der Soziologie und den *Cultural Studies* – hauptsächlich Aufsätze vor, die zumeist in Sammelbänden zu ganz unterschiedlichen Themen erschienen sind, so zum Beispiel zu den Weltausstellungen, der Geschichte und Präsenz von „Exoten“ in Europa, der Produktwerbung mit „Exoten“, dem Exotismus, dem „Bild“ des Fremden, zu Plakaten usw. Die Veröffentlichungen thematisieren meist jedoch nur einzelne Gastländer, Städte, Völker, Organisatoren (allen voran die Firma Hagenbeck) oder Aufführungsorte (insbesondere Weltausstellungen und Zoos), umfassendere Synthesen sind erst im neuen Jahrtausend vorgelegt worden.

Nachdem 1995 mit *Images & Mémoires (I&M)* ein Forschungsprojekt über Afrikaner und Madagassen in Frankreich ins Leben gerufen worden war, folgten nach kurzer Zeit schon genauere Studien speziell zum Phänomen der *villages noirs*, die in zahlreichen französischen Städten aufgetreten sind. Im Buch *„Villages noirs“ et visiteurs africains et malgaches en France et en Europe (1870–1940)* wurden 2001 diese quellennahen Einzelstudien dann zu einem Werk zusammengefasst. Auch im Rahmen der ACHAC (*Association Connaissance de l'histoire de l'Afrique contemporaine*) hat sich eine Forschergruppe gebildet, die sich mit den Schaustellungen von Menschen unter den verschiedensten Gesichtspunkten befasst. Seit den 1990ern, vor allem aber seit der Jahrtausendwende kamen aus dieser Gruppe Forschungsanstöße und Publikationen, die auch in der Öffentlichkeit für viel Aufsehen sorgten, so zum Beispiel ein Artikel in *Le Monde diplomatique* im Jahr 2000 und eine rund 50-

¹⁶ Brändle, Rea: Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze. Zürich 1880–1960. Bilder und Geschichten. Zürich 1995; Schwarz, Werner M.: *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen*, Wien 1870–1910. Wien 2001; Eißenberg, Gabi: Entführt, verspottet und gestorben. Lateinamerikanische Völkerschauen in deutschen Zoos. Frankfurt a. M. 1996. Die Schauen in Basel, Zürich und Wien werden grundsätzlich dem deutschen (Hagenbeckschen) Schaustellungstyp zugerechnet, lediglich die „Negerdörfer“ der 1920er und 1930er Jahre gehören dem Typ der französischen „Eingeborenendörfer“ an.

minütige Dokumentation auf den Sendern *Arte* und *TV5*¹⁷. Im Jahr 2002 fasste diese Gruppe ihre vielfältigen Forschungsergebnisse im recht umfangreichen, doch teilweise leider etwas tendenziösen Sammelband *Zoos humains. De la vénus hottentote aux reality shows* zusammen.¹⁸ Problematisch ist an dem Sammelband vor allem, dass unter dem Titel *Zoos humains* – der dem neutraleren Begriffen *spectacle* oder *exposition ethnographique* stets vorgezogen wird – alle noch so unterschiedlichen Spielarten der Völkerschau- stellungen zusammengefasst werden, was aber vor allem für die „Eingeborenendörfer“ unpassend ist. Vielleicht ist das der Grund, weshalb die dritte, um zahlreiche Artikel erweiterte Auflage von 2011 den deutlich differenzierteren Titel *Zoos humains et exhibitions coloniales. 150 ans d'inventions de l'autre* trägt. Die Position der Herausgeber bleibt letztlich aber die gleiche, unter *zoos humains* werden weiterhin alle Formen der Zurschaustellung subsumiert.¹⁹ Dieselben Autoren zeichnen übrigens auch für die Ausstellung *Exhibitions. L'invention du sauvage* verantwortlich, die von November 2011 bis Juni 2012 im Pariser *Musée du quai Branly* und von November 2012 bis Januar 2013 im *Musée des Enfants* des *Jardin d'acclimatation* zu sehen war.²⁰

Trotz allem ist der Rückstand der französischen Forschung im Vergleich zur deutschen deutlich. Hilke Thode-Arora konnte sich

¹⁷ Bancel, Nicolas/Blanchard, Pascal/Lemaire, Sandrine: Ces zoos humains de la République coloniale. In: *Le Monde diplomatique*, August 2000, S. 16–17; Blanchard, Pascal/Deroo, Éric: „Zoos humains“ – Les zoos humains, symbole inavouable de l'époque coloniale et du passage du XIX^e au XX^e siècle, http://www.dailymotion.com/video/xgozz_doc-les-zoos-humains_webcam.

¹⁸ Bancel, Nicolas u. a. (Hrsg.): *Zoos humains. De la vénus hottentote aux reality shows*. Paris 2002. Das Buch ist 2004 in zweiter Auflage erschienen unter dem Titel: *Zoos humains. Au temps des exhibitions humaines*.

¹⁹ Blanchard, Pascal u.a. (Hrsg.): *Zoos humains et exhibitions coloniales. 150 ans d'inventions de l'autre*. Paris 2011. Zur Kritik und Rechtfertigung des Begriffes *zoo humain* vgl. die Einleitung, S. 37–39. Seit 2012 gibt es das Buch auf Deutsch: Blanchard, Pascal u.a. (Hrsg.): *MenschenZoos. Schaufenster der Unmenschlichkeit. Völkerschauen in Deutschland, Österreich, Schweiz, UK, Frankreich, Spanien, Italien, Japan, USA....* Hamburg 2012.

²⁰ <http://www.quaibranly.fr/fr/programmation/expositions/expositions-passees/exhibitions.html>; <http://www.jardindacclimatation.fr/evenement/exposition/>; Katalog: Blanchard/Boëtsch/Jacomijn Snoep, *Exhibitions*.

1989 freilich auf Dokumente stützen, die es in dieser Form zu Frankreich schlichtweg nicht gibt. Doch auch in Bezug auf andere Quellenarten wie Tageszeitungen und Verwaltungsschriftgut sind viele französische Studien – darunter auch die von *ACHAC* – einfach noch unzureichend unterfüttert. Die Arbeiten der Gruppe *I&M* bilden dazu eine willkommene Ausnahme, beschäftigen sich bisher aber leider ausschließlich mit Truppen aus dem subsaharischen Afrika. Im Gegensatz dazu ist Anne Dreesbach auf deutscher Seite im Jahr 2005 mit *Gezähmte Wilde* eine ausgewogene, umfassende und gründlich recherchierte Arbeit gelungen, die nicht nur einen großen Zeitraum und ein großes Gebiet abdeckt, sondern auch alle möglichen Herkunftsländer und Arten der Inszenierung anspricht, wobei sie vor allem den kommerziellen Aspekt der Schauen betont. Dreesbach konnte dabei natürlich auf einiges an Vorarbeit zurückgreifen, war in Deutschland aber dennoch eine der ersten, die zum Beispiel den Wert von Polizeiakten erkannt und diese zu einigen Städten bereits ausgewertet hat. Auch hat sie eine Datenbank zu allen bisher bekannten Schauen in Deutschland von 1870–1940 erstellt.²¹ Von derart umfangreichen Untersuchungen kann in Frankreich bisher nicht die Rede sein.

Eine Tendenz ist in jedem Fall in beiden Ländern zu beobachten, obschon in Frankreich deutlicher als in Deutschland: die Überbetonung der Kolonialpropaganda. Problematisch ist nicht nur, wenn gewisse Autoren die Darbietungen in den Zoos und auf den Kolonialausstellungen unreflektiert als völlig identisch ansehen, sondern vor allem, wenn das zu einer Verurteilung der Zeitgenossen führt.²² Während die Positionen der deutschen Kolonialagi-

²¹ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 326. Anzumerken ist außerdem, dass Dreesbach einen reichen bibliographischen Anhang bietet, dem auf französischer Seite einzig die Sammelbände *Zoos humains* Konkurrenz machen können. Eine ausführliche Literaturliste vornehmlich zu Völkerschauausstellungen in Deutschland bietet zudem Ina Wulff, *Völkerschauen – Kolonialschauen – Schaustellungen*. Ein Literaturverzeichnis, http://www1.uni-hamburg.de/Medien/berichte/arbeiten/0111_10.html.

²² Ziemlich deutlich Position beziehen (nur zum Beispiel) Benninghoff-Lühl, Sibylle: *Die Ausstellung der Kolonisierten: Völkerschauen von 1874–1932*. In: Volker Harms (Hrsg.): *Andenken an den Kolonialismus. Eine Ausstellung des Völkerkundlichen Instituts der Universität Tübingen*. Tübingen 1984. S. 52–

tatoren bezüglich Sinn und Unsinn der Schaustellungen von Menschen damals schon diskutiert wurden und immer noch werden,²³ scheinen in Frankreich die Quellen nie gründlich und explizit nach den Einschätzungen und Zielen der Verantwortlichen dieser Schauen untersucht worden zu sein. Den Beweis ferner, dass die Besucher der Völkerschaustellungen diese durchweg mit dem (angeblich) förderungswürdigen Kolonialvorhaben ihres Landes kontextualisierten, bleiben uns die Forscher ebenfalls schuldig, und das nicht nur in Bezug auf die Truppen im *Jardin d'acclimatation*, sondern sogar in Bezug auf die Welt- und Kolonialausstellungen, deren Rezeption in der breiten Bevölkerung bei den Historikern bisher noch gar keine Berücksichtigung fand.

Viel eher verlegen sich einige Zeitgenossen heute darauf, den Rassismus und die Instrumentalisierung außereuropäischer Menschen vor 100 Jahren anzuklagen, wobei selbst vor dem Vergleich mit Menschenversuchen, Konzentrationslagern und dem Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg nicht zurückgeschreckt wird.²⁴ Es scheint geradezu, als ob man die Frevel der Vergangenheit mit engagierter Geschichtsschreibung wiedergutzumachen versuchte. Natürlich kann am moralischen Urteil kein Zweifel bestehen, von unserer heutigen Sicht aus sind die Völkerschaustellungen äußerst fragwürdige Unternehmen. Doch darf eine derartige Bewertung nicht die weitere Aufklärung des Phänomens *Völkerschaustellung* verhindern, indem sie die Denkrichtung von vornherein vorgibt und somit die wissenschaftliche Neutralität gefährdet. Die vorliegende Untersuchung hofft daher, eine möglichst ertragreiche historische Analyse fernab von Staunen und Entsetzen zu bieten.

65; Eißenberg, Gabriele: Menschliche „Exoten“ in Zoologischen Gärten: Völkerschauen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Nana Badenberger u. a. (Hrsg.): *kultuRRevolution* 32/33 (Dezember 1995): Tropische Tropen – Exotismus, S. 112–120. Auch in Bancel, Zoos humains lassen die meisten Autoren keinen Zweifel daran, dass sie von den Völkerschaustellungen nicht eben viel halten.

²³ Vgl. Sippel, Harald: Rassismus, Protektionismus oder Humanität? Die gesetzlichen Verbote der Anwerbung von „Eingeborenen“ zu Schaustellungszwecken in den deutschen Kolonien. In: Debusmann/Riesz, *Kolonialausstellungen*. S. 43–64, wo es speziell um das Anwerbeverbot von 1901 geht.

²⁴ Vgl. Zickgraf, Peer: *Völkerschau und Totentanz. Deutsches (Körper-)Welentheater zwischen 1905 und heute*. Marburg 2012, passim.

3 Historische Vorläufer und Entstehung der Schauen

Mochten sich Frankreich und Deutschland in ihrer Kolonialgeschichte und in ihrer wortwörtlichen „Betrachtungsweise“ der Fremden auch noch so unterschiedlich entwickeln, die Schaustellungen entsprangen einer langen, gesamteuropäischen Tradition, die nicht erst mit dem Auftauchen der Europäer in der „Neuen Welt“ begann. Vom Römischen Reich bis zum Mittelalter begegnete man den Nicht-Europäern auf heimischem Boden in erster Linie in Gestalt von Sklaven oder Repräsentanten von unterworfenen Völkern.²⁵ Im Mittelalter sahen die Spanier schwarze Sklaven und arabische Krieger durch ihre Lande ziehen, in französischen Mittelmeerhäfen wurden afrikanische Sklaven feilgeboten und über Italien gelangten Afrikaner bis an den Hof Friedrichs II. (1194–1250), wo sie, neben allerlei Schätzen und fremden Tieren, Teil der Triumphzüge waren oder sogar als Arbeiter und Leibgardisten Karriere machten.

Portugiesische Seefahrer holten schon seit Beginn des 15. Jahrhunderts Menschen von der westafrikanischen Küste auf die Iberische Halbinsel. Als die Europäer dann aber immer weiter über die Weltmeere segelten und dabei auf ihnen bis dato völlig unbekannte Kontinente und Inseln stießen, kamen neue Völker hinzu.²⁶ Christoph Kolumbus (ca. 1451–1506) brachte bei seiner Rückkehr nach Europa 1493 erstmals Bewohner aus Amerika bzw. der Karibik nach

²⁵ Zum Kontakt mit (afrikanischen) „Exoten“ im Mittelalter vgl. Debrunner, Hans W.: *Presence and prestige. Africans in Europe. A history of Africans in Europe before 1918*. Basel 1979, S. 17–58.

²⁶ Zur Neuzeit, wenn nicht anders angegeben, vgl. Goldmann, Stefan: *Wilde in Europa. Aspekte und Orte ihrer Zurschaustellung*. In: Thomas Theye (Hrsg.): *Wir und die Wilden. Einblicke in eine kannibalische Beziehung*. Hamburg 1985. S. 243–269; Gründer, Horst: *Indianer, Afrikaner und Südseebewohner in Europa: Zur Vorgeschichte der Völkerschauen und Kolonialausstellungen*. In: *Jahrbuch für europäische Überseegeschichte* 3 (2003), S. 65–88; Zippelius, Adelhart: *Der Mensch als lebendes Exponat*. In: Utz Jeggle u. a. (Hrsg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek bei Hamburg 1986. S. 410–429. Zum überseeischen Kontakt bis 1800 und wie er verarbeitet wurde vgl. auch Bitterli, Urs: *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“*. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München 3 1991.

Spanien und zeigte sie der neugierigen Menge. Die Arawak von den Antillen waren der lebende Beweis für die von Kolumbus gemachte „Entdeckung“ und sie sollten in Spanien nicht nur zu Dolmetschern ausgebildet werden, sondern auch den Kartographen und Missionaren als Informanten über ihre Religion, Lebensbedingungen und Gebräuche dienen.

Neben Kolumbus brachte Amerigo Vespucci (ca. 1452–1512) zahlreiche weitere „Indianer“ nach Europa, wo diese dann als Hausangestellte reicher Leute arbeiteten. Unter den „Indianern“, die Hernán Cortés (1485–1547) 1528 nach Europa verschleppte, waren zudem einige Ballspieler, Seiltänzer, Jongleure und Akrobaten, die nicht nur in Spanien, sondern zum Beispiel auch vor dem Papst mit ihren Kunststücken auftraten. Ein richtiges „Dorf“ schließlich, wie man ihm in Europa erst im 19. Jahrhundert wieder begegnen sollte, wurde um 1550 in Rouen aufgebaut. 50 brasilianische Tupinambas und 250 als ebensolche verkleidete Franzosen stellten inmitten von Tieren und nachgebauten Hütten das Leben der „Urwaldindianer“ mit Kämpfen, Tänzern und Jagd nach. Sinn und Zweck der Darbietung war es, König Heinrich II. (1519–1559), für den das ganze Spektakel überhaupt gegeben wurde, vom Nutzen einer brasilianischen Kolonie zu überzeugen.²⁷

Spätestens ab der Renaissance zeichnete sich ab, dass die „Exoten“ nicht mehr bloß als normale Hausangestellte oder -sklaven dienten. Sie waren auch an den Fürstenhöfen immer häufiger zu sehen, aber nicht nur als Henker, Trompeter, Trommler, Leibgardisten oder Sportlehrer, sondern auch als Angestellte der fürstlichen Privatzoos, wobei sie dort mitunter mehr waren als nur Tierpfleger: Der Kardinal Ippolito Medici (ca. 1511–1535) beispielsweise hielt sich eine ganze Gruppe von „Barbaren“ in einer regelrechten Menschenmenagerie. Eine „Sammlung“ von Menschen aus fernen Ländern oder zumindest das Anlegen von Parkanlagen mit asiatischen und orientalischen Pavillons war nicht nur ein Mittel der Alltagsflucht und der Idealisierung, sie stellte auch Weltoffenheit

²⁷ Interessant sind auch die Gespräche, die Michel de Montaigne 1562 mit drei Tupinambas zu führen versuchte und die er im Essai „Von den Menschenfressern“ (Essais, Livre I, Chapitre XXX – Des Cannibales) festhielt, vgl. Bitterli, Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“, S. 181–182.

und Herrschaft über alle Geschöpfe der Erde zur Schau. Jeder Herrscher, der etwas auf sich hielt, hatte im 17. und 18. Jahrhundert wenigstens ein paar „Hofmohren“,²⁸ wobei jene in Ausnahmefällen durchaus als einflussreiche, hoch gebildete und wohlhabende Mitglieder des Hofes Karriere machen konnten.²⁹ Die Mode an den Höfen hing gleichwohl vom Fortschreiten der Entdeckungsfahrten ab, sodass seit Ende des 18. Jahrhunderts auch Südseeinsulaner ihren Weg nach Europa fanden. Der Seefahrer Louis Antoine de Bougainville brachte 1769 den Tahitianer Aoutourou nach Frankreich, James Cook seinerseits 1775 den Tahitianer Omai nach England. Sie führten diese jeweils in die Gesellschaft ein, stellten sie Gelehrten vor, gingen mit ihnen in Konzerte, Opern usw. und schickten sie nach Hause, als ihr Budget erschöpft war.

Die Gründe, weshalb „Exoten“ über Jahrhunderte nach Europa geschleppt wurden, waren also recht vielfältig: Man warb für Kolonien, man hielt sich „Preziosen“ zu Beweis- oder Repräsentationszwecken, man stillte seinen Wissensdurst und seine Neugierde, man amüsierte sich und man missionierte oder erzog auch manchmal. Was hier noch nicht erwähnt wurde, ist die Tatsache, dass manche Europäer auch versuchten, mit „Exoten“ Geld zu verdienen. Der erste Hinweis auf eine zahlpflichtige Vorstellung – in diesem Fall einer „Eskimo“-Frau – stammt aus Den Haag aus dem Jahr 1566.³⁰ Dieses Merkmal sollte jedoch erst im 19. Jahrhundert wirklich vorherrschend werden, als sich auch noch etwas Anderes grundlegend änderte: Die Fremden wurden erstmals einem Massenpublikum zugänglich, zu dessen Unterhaltung und Allgemeinbildung sie beitragen sollten.

Den größten Einfluss auf diese Zurschaustellungen der neuen Art hatte wohl der Amerikaner Phineas Taylor Barnum (1810–

²⁸ Zur Situation der „Mohren“ in fürstlichem Dienst vom 17. bis 18. Jahrhundert vgl. Martin, Peter: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen. Hamburg 2001. S. 100–181.

²⁹ Die bekanntesten Beispiele sind Angelo Soliman am Hof von Liechtenstein, Anton Wilhelm Amo am Hof von Wolfenbüttel und Ibrahim Petrowitsch Alexander am Hof Peters des Großen.

³⁰ Weitere frühe Zurschaustellungen gegen Geld nennt Gründer, Indianer, Afrikaner und Südseebewohner in Europa, S. 74–75.

1891).³¹ Mit seinem *American Museum of Living Curiosities*, das er Mitte des 19. Jahrhunderts in New York gründete, schuf er den Prototypen eines neuen, vorgeblich wissenschaftlich lehrreichen Familienvergnügungsetablissemments. Zu erleben gab es dort neben Ballett, Theater, Lesungen und Zaubervorstellungen allerhand tierische und menschliche Abnormitäten, darunter so genannte „Freaks“ wie zum Beispiel „Zwerge“, „Riesen“, fettleibige Menschen, „siamesische Zwillinge“, Menschen mit Albinismus und „bärtige Damen“. 1871 gründete Barnum dann den umherziehenden *P. T. Barnum's Museum, Menagerie & Circus*, in dessen beliebten Sideshows die gleichen Attraktionen zu bestaunen waren. Mit diesem Zirkus ging er 1872 auf Tournee durch Europa, wo er den Hamburger Tierhändler und späteren Zoogründer Carl Hagenbeck kennen lernte und mit ihm Geschäftsbeziehungen aufbaute.

Obleich Hagenbeck später selbst meinte, der Erfinder der modernen Völkerschaustellungen zu sein,³² ist es vielleicht doch auch auf seinen Kontakt mit Barnum zurückzuführen, dass er 1874 die Idee wirklich umzusetzen wagte, einer importierten Rentierherde eine „Lappländer“-Familie zur Seite zu stellen und sie gemeinsam vor Publikum auftreten zu lassen. Die Schau wurde ein großer Erfolg, Hagenbeck plante umgehend die nächste und so kamen bereits 1876 Nubier aus dem Ägyptischen Sudan mitsamt ihren Zelten, Tieren und Gerätschaften nach Deutschland.³³ Damit war der Grundstein für das wohl erfolgreichste Völkerschauunternehmen überhaupt gelegt worden, das bis 1931 allein in Deutschland über 100 so genannte „anthropologisch-zoologische“ Schaustellungen organisierte und darüber hinaus in ganz Europa und auch den USA Truppen vermarktete.³⁴ Selbst wenn Hagenbeck

³¹ Zu P. T. Barnum vgl. Harris, Neil: *Humbug: The Art of P. T. Barnum*. Boston 1973.

³² „In der Tat war es mir vergönnt, die Völkerausstellungen, die seit 1874 und bis zum heutigen Tage ihre Anziehungskraft ausüben, als erster in die zivilisierte Welt einzuführen.“ (Hagenbeck, Carl: *Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen*. Berlin 1908, S. 90.)

³³ Vgl. Hagenbeck, *Von Tieren und Menschen*, S. 98–99.

³⁴ Von den ungefähr 400 Truppen, die Anne Dreesbach zwischen 1870 und 1940 in Deutschland zählt, unterstanden mindestens 100 der Firma Hagenbeck, vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 79. Zahlreiche alte und neue Bio-

letztlich nicht als Erfinder dieser Schauen gelten kann, so hat er sie doch entscheidend geprägt und Maßstäbe gesetzt. Seine Schauen waren nicht nur viel größer – unter anderem bezüglich der Menschenanzahl, des Areals, der Anzahl der Tiere und der Kulissen ausmaße – und professioneller organisiert und beworben als alles bisher Dagewesene, er perfektionierte außerdem die Inszenierung, indem er (teils freilich falsche) Hintergrundinformationen zu den Völkern lieferte, sie in Aufsehen erregende Geschichten einbettete, gängige Klischees bediente und dabei glaubwürdig Authentizität vorspielte.³⁵

Dass diese spektakuläre Art der Show europaweit Erfolg hatte, mag nicht weiter verwundern. Höhere (wissenschaftliche) Weihen empfangt Hagenbeck jedenfalls, als seine Nubier-Truppe 1877 im Pariser *Jardin zoologique d'acclimatation* auftrat, galt der *Jardin* doch als einer der größten und bedeutendsten Tiergärten in Europa. Im ständigen Konflikt zwischen wissenschaftlichem Anspruch, Rentabilität und Publikumszuspruch schlug der damalige Direktor Albert Geoffroy Saint-Hilaire mit den Völkerschaustellungen neue Wege ein, und bis 1931 fanden dort letztlich mehr als 30 Schauen statt, 20 davon noch vor der Jahrhundertwende.³⁶

Gleichzeitig entwickelte sich in Frankreich eine weitere Veranstaltungsart, auf der außereuropäische Völker in großem Stil zur Schau gestellt wurden, jedoch mit einem anderen Beigeschmack und in einer anderen Stimmung: die Welt- und Kolonialausstellungen. Bereits bei der ersten *Exposition universelle* 1867 in Paris konnte man „Exoten“ aus aller Welt in den unterschiedlichsten Rollen

graphien zu Carl Hagenbeck nennt Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 43, Fußnote 71.

³⁵ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 48–49.

³⁶ Zum *Jardin d'acclimatation* und seinem angestrebten Spagat zwischen Wissenschaftlichkeit und Publikumswirksamkeit vgl. Osborne, Michael A.: *Nature, the exotic, and the science of French colonialism*. Bloomington (IN) 1994, S. 98–129 (mit Betonung auf dem kolonialwissenschaftlichen Aspekt des *Jardin*); Schneider, William H.: *An empire for the masses. The French popular image of Africa, 1870–1900*. Westport (CT) 1982, S. 125–151; Baratay, Éric: *Le frisson sauvage: les zoos comme mise en scène de la curiosité*. In: Bancel, Zoos humains. S. 31–37; Baratay, Éric: *Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark*. Berlin 2000.

bewundern. Als Handwerker, Tänzer, Café- und Restaurantbetreiber, Musiker und Verkäufer führten sie in landestypischer Tracht und vor ihrer Heimat nachempfundenen Bauwerken und Kulissen ihre Sitten und Gebräuche vor. Ganze Straßenzüge, Bazare und ab 1889 sogar bewohnte Dörfer wurden zur Information, Illusion und Attraktion nachgebildet und wurden bei den folgenden Weltausstellungen immer zahlreicher, größer und populärer. Außereuropäische Menschen waren aber nicht nur bei diesen großen Ausstellungen eine Sensation, sondern auch bei den kleineren National-, Regional- und Sonderausstellungen. Hier waren es für gewöhnlich die westafrikanischen „Eingeborenendörfer“ (*villages indigènes*), die, meist von einigen wenigen privaten Unternehmern für die Dauer der Ausstellung organisiert, für die Unterhaltung der Besucher sorgen und diese zugleich in Scharen anlocken sollten.

Natürlich gab es neben den bereits genannten Veranstaltern, Spielorten und Inszenierungsarten noch viele weitere. Nicht nur Buffalo Bills Wild-West-Show tourte durch ganz Europa, auch die Gebrüder Marquardt, Eduard Gehring, Carl Gabriel, Willy Möller und Hans Stosch „Sarrasani“ machten der Firma Hagenbeck Konkurrenz.³⁷ Neben Zoos und Weltausstellungsgeländen waren „Exoten“ außerdem in Panoptiken, im Zirkus, im Variété, auf Messen, Volksfesten und Jahrmärkten zu sehen. Die Völkerschaustellungen konnten aus einigen wenigen bis mehreren Hundert Personen bestehen, die dann in einer theaterähnlichen Show und/oder einer belebten „Straße“ oder einem bewohnten „Dorf“ oft einige Monate lang die vorgegebenen Praktiken und Traditionen ihres Herkunftslandes vorstellten. So sehr die Rahmenbedingungen und die Interpretation dieser Präsentationen also variieren konnten, das Grundprinzip blieb gleich: Menschengruppen aus Übersee wurden vor einem zahlenden Massenpublikum als sehenswerte, „fremde“ Kultur inszeniert. Diese in der Regel kommerziellen, mit unterschiedlichen Mitteln beworbenen Vorführungen hatten nicht nur den Anspruch zu unterhalten, sondern auch zu bilden, zu belehren, zu veranschaulichen und für diverse Dinge zu werben. Interessanterweise

³⁷ Zu den Biographien der Veranstalter vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 52–56; Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 22–33 und S. 40–58.

spielten diese Aspekte allesamt bereits seit Beginn der frühen Neuzeit eine Rolle bei der Präsentation von „Exoten“, jetzt wurden sie nur anders gewichtet und professioneller umgesetzt.

Menschen aus Übersee waren zwar nicht nur als Sehenswürdigkeiten in Europa präsent, denn bereits ab dem 17. Jahrhundert kamen zum Beispiel „Indianer“ und Afrikaner als „Botschafter“ ihrer Länder nach Europa. Sie sollten den Lebensstil besser kennen lernen, Handel treiben, studieren oder sich als Missionare und Lehrer ausbilden lassen.³⁸ Nichtsdestotrotz war ihre Anzahl so beschränkt, dass der „kleine Mann“ letztlich doch nicht häufig die Gelegenheit hatte, ihnen zu begegnen. Die Völkerschauausstellungen sollten somit tatsächlich die erste Möglichkeit für die breite Masse sein, mit „Exoten“ in Kontakt zu kommen. Auf Grund ihrer Häufigkeit und Verbreitung kann man außerdem davon ausgehen, dass ein Großteil der Bevölkerung über Generationen hinweg gute Chancen hatte, solch eine Veranstaltung wenigstens einmal im Leben zu besuchen, in manchen Städten wie Berlin kann man dann im 20. Jahrhundert gar von einer Übersättigung des Publikums sprechen.³⁹ Anne Dreesbach kann für die Zeit zwischen 1870 und 1940 in Deutschland bereits knapp 400 Truppen ausmachen, die in der Regel mehrmals und an mehreren Orten auftraten.⁴⁰ Für Frankreich liegen keine genaueren Zahlen vor, Bergougniou, Clignet und David geben in zwei Übersichten letztlich nur eine Mindestanzahl von (afrikanischen) Schauen an: In Pariser Theatern, Variétés und auf dem Champ-de-Mars traten von 1870 bis 1900 mindestens neun afrikanische Gruppen auf, der *Jardin zoologique d'acclimatation* hatte zwischen 1877 und 1931 ungefähr 33 Mal „Exoten“ aus aller Welt zu Gast und Buffalo Bills Wild-West-Show und Barnums Zirkus machten ebenfalls mehrere Tourneen durch das Land. Im selben Zeitraum (1889–1931) wurden in der ganzen Republik mindestens zu 59 Gelegenheiten afrikanische *villages indigènes* auf Aus-

³⁸ Beispiele einiger Afrikaner nennt Debrunner, *Presence and prestige*, S. 66–87 (ca. 1600–1800) und S. 337–396 (um 1900); zu den „Indianern“ vgl. Gründer, *Indianer, Afrikaner und Südseebewohner in Europa*, S. 74.

³⁹ Vor allem in Berlin waren die „Exoten“ um 1900 für manche Zeitgenossen eben nicht mehr „Exoten“, vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 202–203.

⁴⁰ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 11 und S. 79.

stellungen verschiedenster Art nachgebaut, sowohl in der Metropole Paris als auch in der Provinz.⁴¹ Wenn man nun noch berücksichtigt, dass insbesondere in Paris, Lyon und Marseille in der Regel mehrere Truppen auf einmal auftraten, seien es weitere afrikanische oder auch asiatische und arabische, so lässt sich die Zahl der Schaustellungen in diesem Rahmen noch deutlich erhöhen.

Im Rahmen dieser Untersuchung bewusst außen vor bleiben indes die Zurschaustellungen von „Freaks“ und menschlichen Abnormitäten, selbst wenn diese für die Entstehung der Völkerschaustellungen eine gewisse Rolle gespielt haben mögen und die anglo-amerikanische Forschung „exotische“ Menschen zu den „Freaks“ zählt.⁴² Der Ausschluss liegt nicht allein an der rein intuitiven Trennung, die man zwischen kulturell andersartigen Völkern einerseits und körperlich „anormalen“ Individuen andererseits ziehen könnte, sondern auch an den fundierten Einwänden, die Anne Dreesbach vorbringt, wenn sie Unterschiede in der Rezeption der Schauen anführt. Während bei der Betrachtung der „Freaks“ Horror, Mitleid und „Hinsehen-Wollen“ bzw. „Nicht-Wegsehen-Können“, also ein durchaus wohligh-prickelnder Grusel als Gefühl im Vordergrund steht, wecken die Völkerschaustellungen beim Besucher viel eher positive Empfindungen, Interesse und Neugierde. Die Besucher nahmen sie also anders wahr.⁴³ Die Schauen der „Lippen negerinnen“ etwa, die 1930–1932 durch Europa tourten, glichen zwar durchaus den Völkerschaustellungen, da die Frauen in einer großen Gruppe und als Repräsentanten eines ganzen Volkes in „Dörfern“ auftraten, doch stand auch bei ihnen die körperliche Andersartigkeit klar im Zentrum der Inszenierung, nicht die Sitten und Gebräuche; sie waren also auch bloß „Freaks“. Mischungen von

⁴¹ Vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 69 und S. 286–287.

⁴² Robert Bogdan beispielsweise nennt neben den Kategorien „Mentally Retarded“, „Illusions of Grandeur“ (außergewöhnliche Körpermaße), „Respectable Freaks“ und „Self-Made Freaks“ (zum Beispiel am ganzen Körper tätowierte Menschen) auch die „Freak“-Klasse „Cannibals and Savages“, unter denen er beispielsweise „Erdmänner“, „Buschmänner“ und „Fiji-Kannibalen“ behandelt, vgl. Bogdan, Robert: *Freak show. Presenting human oddities for amusement and profit*. Chicago/London 1988.

⁴³ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 324–326.

Exotik und Freakery gab es übrigens immer dann, wenn den „Freaks“ eine ferne, fremde Herkunft oder Volkszugehörigkeit andgedichtet wurde, um sie dadurch zusätzlich noch interessanter zu machen, oder aber, wenn beispielsweise kleinwüchsige Menschen und Menschen mit Albinismus Elemente der Völkerschaustellungen waren.⁴⁴

Grundsätzlich sollte angemerkt werden, dass die Schaustellungen sowohl für die Organisatoren als auch für das Publikum in erster Linie ein kommerzielles Unterhaltungsgeschäft waren. Allen anders lautenden Beteuerungen zum Trotz ging es den Veranstaltern vor allem darum, Besucher anzulocken und Geld zu verdienen. Das trifft sowohl für die Impresarios selbst als auch für die Zoos und Ausstellungen zu, die auf die Besucherströme angewiesen waren, um ihre eigentlichen Unternehmungen zu finanzieren. Die Darsteller, Kostüme, Ethnographica, Kulissen und unter Umständen auch Tiere mussten also so geschickt ausgewählt, beworben und in Szene gesetzt werden, dass sie sowohl den vordergründigen Absichten der Veranstalter als auch den Erwartungen der Besucher entsprachen.

⁴⁴ Zu „exotischen Freaks“ vgl. Altick, *The shows of London*, S. 268. Kleinwüchsige Menschen waren zum Beispiel 1885 bei der Singhalesen-Schau und 1889 bei „Wild-Afrika“ dabei, vgl. Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 65. Einen Menschen mit Albinismus fand man beispielsweise 1895 in der Westafrika-Schau auf dem Champ-de-Mars in Paris, vgl. Regnault, Félix: *Exposition ethnographique de l'Afrique occidentale au Champ-de-Mars à Paris*. In: *La Nature* 1895, 2. Semester, S. 183–186, hier S. 184.

4 Das Geschäft mit dem Fremden in Deutschland

4.1 Die Legitimierung der Veranstaltungen

Welche Funktion der Vater der „anthropologisch-zoologischen“ Schausstellungen, Carl Hagenbeck, eben jenen beimaß, legt er in seinen Lebenserinnerungen dar: Sie brächten dem Publikum „*Unterhaltung, Anregung und Belehrung*“⁴⁵. Insbesondere der Lehrzweck wurde von den Veranstaltern immer wieder betont und bei den Schulen direkt beworben. Auch die Presse stimmte dem zu, wenn sie schrieb:

*...wozu soll man noch Reisen unternehmen, oder geographische Bücher studieren, um seine Länder- und Völkerkenntnisse zu erweitern – wenn ein kluger Impresario uns in entgegenkommender Weise heute die Singhalesen oder Lappländer und morgen die Beduinen oder Dahomeaner vorführt.*⁴⁶

Doch nicht nur der Laie profitierte davon, selbst der „*Fachgelehrte*“ konnte – so meinte es jedenfalls *Die Gartenlaube* 1879 – diese Schauen für sein Studium nutzen, denn sie boten den Ethnologen mit ihren Waffen, Werkzeugen, Geräten und Haustieren viel Untersuchungsmaterial.⁴⁷ Derselbe Artikel erwähnte auch die „*werthvollen*“ und „*interessanten*“ Schenkungen, die Hagenbeck den Völkerkundemuseen in Leipzig, Hamburg, Berlin usw. schon gemacht hatte. Damit ist ein Punkt angesprochen, der für die Völkerschaustellungen in Deutschland ganz fundamental war: die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft.

⁴⁵ Hagenbeck, Von Tieren und Menschen, S. 90.

⁴⁶ Kleine Presse vom 02.08.1891, zitiert nach Wolter, Stefanie: Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und Anfänge des Massenkonsums. Frankfurt a. M. 2005, S. 118. Dass die Völkerschaustellungen eine Weltreise ersetzten und der Besucher durch sie viel über „fremde“ Völker lernen könnte, behaupteten die Zeitgenossen immer wieder, vgl. Stadler, Andrea: Von „schlankgewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“. Die Münchner Presse über „exotische“ Gäste in der Stadt. In: Dreesbach/Zedelmaier, Exotik in München. S. 79–98, hier S. 96; Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 140 – wobei Thode-Aroras Buch ja nicht umsonst diesen Titel trägt.

⁴⁷ Vgl. Oberländer, Richard: Die Patagonier. In: *Die Gartenlaube* 1879, S. 423–427, hier S. 424.

Nicht erst Hagenbecks Ehrenmitgliedschaft in der *Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* (BGAEU) machte die Verzahnung zwischen Kommerz und Forschung deutlich, auch die anderen Impresarios pflegten eine rege Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern und Bildungsinstitutionen wie Zoos und Museen, aus der beide Seiten ihren Nutzen zogen.⁴⁸ Für die Wissenschaftler waren die Völkerschauausstellungen zum einen eine gute Gelegenheit, nach Ende der Tournee die mitgeführten Ethnographica durch Kauf oder Schenkung zu erwerben. Zum anderen waren die Schauen eine bequeme Möglichkeit für die Forscher, die (angenommenen) außereuropäischen „Rassen“ vor Ort zu untersuchen und zu vermessen, ohne kostspielige und anstrengende Reisen auf sich nehmen zu müssen.⁴⁹

Häufig führte man ihnen die Truppen in gesonderten Vorstellungen vor, wobei sie in aller Ruhe ihre Forschungen betreiben und Fragen stellen konnten, selbst nach dem eventuellen Tod der Teilnehmer bekamen sie manchmal noch die Erlaubnis, die Leichen zu sezieren und zu konservieren. Die Untersuchungen wurden dabei nicht ergebnisoffen durchgeführt, sie zielten letzten Endes immer darauf ab, die Überlegenheit der „weißen Rasse“ zu belegen, so zum Beispiel als man die Frage diskutierte, ob nun der „Austral-Neger“, der „Feuerländer“ oder der „Buschmann“ näher am Affen sei, oder als man anhand der Schädelform die mindere Intelligenz bestimmter Völker „nachzuweisen“ versuchte. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen und weitere Details über die Geschichte und die Lebensbedingungen der verschiedenen Völker konnte man dann etwa

⁴⁸ Zu dieser Zusammenarbeit vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 107–122; Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 127–136; Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 280–305; Zimmerman, Andrew: Anthropology and antihumanism in Imperial Germany. Chicago/London 2001, S. 15–24. Wie der Name der Berliner Gesellschaft schon andeutet, gingen Ethnologie und Anthropologie damals noch Hand in Hand, die beiden Disziplinen trennten sich erst nach und nach.

⁴⁹ Die Untersuchungen waren in der Regel lediglich anthropologischer Natur, die Menschen (und insbesondere ihre Köpfe) wurden dabei in erster Linie nur vermessen. Ethnologisch wurde hingegen eher wenig geforscht, einige Beispiele dazu und auch zu den Problemen der ethnologischen Untersuchungen vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 296–299.

in der *Zeitschrift für Ethnologie* oder den *Verhandlungen der BGAEU* nachlesen. Für die Zoologischen Gärten, die am häufigsten die Spielorte der Schaustellungen waren, standen hingegen weniger diese wissenschaftlichen Erkenntnisse im Vordergrund als vielmehr die Einnahmen, die abertausende von Besucher garantierten.⁵⁰

Für die Impresarios war das Interesse der Wissenschaft unverzichtbar, denn es bewarb und legitimierte die Schauen gleichermaßen. Die Spielstätte Zoologischer Garten etwa bot nicht nur viel Platz, ein schönes Ambiente und den mitgeführten Tieren eine professionelle Unterbringung, sondern fügte die Schauen unmittelbar in einen wissenschaftlichen Kontext ein und nahm ihnen das Flair der unseriösen, unechten und verruchten Jahrmarktsattraktion.⁵¹ Selbst die Panoptiken, die als Fortführung der Kuriositätenkabinette nur zweifelhaften wissenschaftlichen Anspruch geltend machen konnten – sie zeigten neben außereuropäischen Menschen vor allem Wachfiguren, Automaten, mechanisch bewegliche Tiere, Präparate von Missgeburten usw. –,⁵² kooperierten mit den Forschern. Hier wurden nicht nur Abgüsse und Moulagen der „Exoten“ für die Wissenschaftler hergestellt, sondern genauso gut wie im Zoo Sitzungen abgehalten und Truppen begutachtet. Die dabei gemachten Untersuchungen und Beschreibungen waren für die Veranstaltungen natürlich eine unbezahlbare Werbung, denn die Ethnologen und Anthropologen bestätigten in aller Regel die Authentizität und Qualität der Truppe sowie den daraus resultierenden Erkenntnisgewinn für die Besucher, was übrigens auch wichtige steuerliche Vorteile brachte.⁵³ Im Gegenzug dazu baten sie wiederum die

⁵⁰ Schausteller wie Hagenbeck machten diese ethnologischen Schaustellungen respektabel und so öffneten sich allmählich auch die Zoos. Zu einigen Beispielen der Zusammenarbeit vgl. Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 43–58; Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 133–146.

⁵¹ Inwiefern die Zoos den Schauen zusätzlichen wissenschaftlichen Wert gaben, erläutert Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 34–38 und S. 133–140.

⁵² Zum Beispiel das Panoptikum in München, vgl. Rühlemann, Martin: *Das internationale Handels-Panoptikum – ein Massenmedium der Exotik*. In: Dreesbach/Zedelmaier, *Exotik in München*. S. 35–52.

⁵³ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 285.

Schausteller, ihren Wünschen bei der Anwerbung künftiger Truppen möglichst entgegenzukommen.⁵⁴

Dass die Schausstellungen neben der Volksaufklärung und der Unterhaltung noch andere (vorgebliche) Ziele, insbesondere kolonialpropagandistischer Natur, verfolgten, geht aus den zeitgenössischen Quellen jedoch nicht hervor.⁵⁵ Alexander Sokolowsky steht ziemlich allein da mit seiner Meinung, wenn er 1928 in seiner Biographie Carl Hagenbecks schreibt:

*Durch die Vorführung von Völkertruppen mit ihrem Hausrat und ihren Haustieren wurde das Interesse für unsere Kolonien gehoben, das Verständnis für koloniale Aufgaben erweitert.*⁵⁶

Hier gilt es zu bedenken, dass dieser Aussage der Erste Weltkrieg, der Verlust der Kolonien, die Diskussion um die „koloniale Schuld-lüge“, die Revisionsbestrebungen gegenüber dem Versailler Vertrag und außerdem ein allgemeines Abnehmen der Popularität der Völkerschaustellungen vorausging, was Sokolowsky sicherlich dazu verleitet haben mag, die Schauen in ein anderes Licht zu stellen. Der Kolonialismus war bis zum Ersten Weltkrieg – abgesehen von einigen wenigen Ausnahmen, bei denen es der Aktualität wegen opportun erschien – weder Inhalt der Werbung noch der Inszenierung noch der Rezeption der Schausstellungen. Es liegen keine derartigen Absichtsbekundungen der Organisatoren vor und allein die Tatsache, dass Hagenbecks Schauen zehn Jahre vor Beginn der tat-

⁵⁴ „Ich habe daher Hrn. Hagenbeck den dringenden Wunsch ausgedrückt, [...], gut bezeugte Tamilen mitbringen zu lassen.“ (Virchow, Rudolf: Sinhalesen. In: Verhandlungen der BGAEU 1885, S. 36–51, hier S. 48.) Die BGAEU und Hagenbeck hatten nicht zuletzt auch denselben Agenten: Johan Adrian Jacobsen. Zu Jacobsens „Sammel-Reisen“ vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 50–51.

⁵⁵ Die einzige Tendenz in diese Richtung ist zu erkennen, wenn betont wurde, dass die „Dahomey-Amazonen“ den Franzosen sei Dank den Menschenopfern abgeschworen hätten, oder wenn die „Indianer“ dem Fortschritt und der Zivilisation der „Weißen“ unterlagen und von diesen ausgelöscht wurden.

⁵⁶ Alexander Sokolowsky, Carl Hagenbeck und sein Werk. Leipzig 1928, S. 64. Weitere Hinweise auf eine etwaige kolonialpropagandistische Absicht lassen sich in der Fülle von Quellen zum Unternehmen Hagenbeck jedoch nicht finden.

sächlichen kolonialen Phase Deutschlands begonnen hatten und Truppen aus den beanspruchten Gebieten erst viel später und auch nur sporadisch gezeigt wurden, spricht gegen einen kolonialpropagandistischen Verdacht.

Die erste und einzige Völkerschauausstellung, die die Organisatoren ganz klar für propagandistische Zwecke instrumentalisierten, war auf der Kolonialausstellung im Rahmen der Berliner Gewerbeausstellung 1896 zu sehen.⁵⁷ Die Kolonialausstellung war in einen wirtschaftlich-kommerziellen und einen ethnologischen Teil aufgeteilt, wobei in letzterem 103 „Eingeborene“ der deutschen „Schutzgebiete“ – 19 Personen aus Kamerun, 26 aus Togo, 9 aus Deutsch-Südwestafrika, 8 aus Deutsch-Neuguinea und 41 aus Deutsch-Ostafrika – in nachgebauten „Dörfern“ und Gebäuden, ständig eingebettet in den kolonialen Kontext, ihr Leben, ihr Handwerk und ihre Tänze vorführten. Die Veranstalter hatten gehofft, durch die Beteiligung lebhafter „Eingeborener“ das Interesse der breiten

⁵⁷ Quellen: Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung. Hrsg. von d. Arbeitsausschuss der Deutschen Kolonial-Ausstellung Graf von Schweinitz, C. von Beck, F. Imberg. Redaktion Gustav Meinecke. Berlin 1897; Pracht-Album photographischer Aufnahmen der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 und der Sehenswürdigkeiten Berlins und des Treptower Parks, Alt-Berlin, Kolonial-Ausstellung, Kairo etc. Text von Paul Lindenberg. Berlin 1896. Sekundärliteratur: Schnitter, Daniela: Zur ersten Deutschen Kolonialausstellung im Rahmen der Berliner Gewerbeausstellung 1896. In: Die verhinderte Weltausstellung. Beiträge zur Berliner Gewerbeausstellung 1896. Hrsg. vom Bezirksamt Treptow. Berlin 1996. S. 115–124; Schneider, Gerhard: Das Deutsche Kolonialmuseum Berlin und seine Bedeutung im Rahmen der preußischen Schulreform um die Jahrhundertwende. In: Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum. Hrsg. vom Historischen Museum Frankfurt a. M. 1982. S. 155–191; Arnold, Stefan: Propaganda mit Menschen aus Übersee. Kolonialausstellungen in Deutschland, 1896 bis 1940. In: Debusmann/Riesz, Kolonialausstellungen. S. 1–24; Richter, Roland: Die erste Deutsche Kolonial-Ausstellung 1896. Der „Amtliche Bericht“ in historischer Perspektive. In: Ebd. S. 25–42; Badenberger, Nana: Zwischen Kairo und Alt-Berlin. Sommer 1896: Die deutschen Kolonien als Ware und Werbung auf der Gewerbe-Ausstellung in Treptow. In: Alexander Honold/Klaus R. Scherpe (Hrsg.): Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit. Stuttgart u. a. 2004. S. 190–199.

Masse an der kolonialen Bewegung zu wecken und gleichzeitig mit dem eingenommenen Eintrittsgeld die Ausstellung zu finanzieren.⁵⁸

Mit den Kolonialausstellungen, derer es bis 1940 noch etwa 50 in Deutschland gab, wollten die Organisatoren das Wissen um die Kolonien erweitern, ihren Ruf verbessern und ihren Nutzen verdeutlichen. Des Weiteren beabsichtigten sie, das Engagement der Banken und privaten Unternehmen zu fördern, wissenschaftliche Erkenntnisse aus Übersee vorzustellen und auszutauschen und nicht zuletzt Unterhaltung zu bieten.⁵⁹ Erwähnenswert ist an dieser Stelle, dass es in der Regel nicht staatliche Stellen waren, die das Kolonialvorhaben mit derartigen Veranstaltungen unterstützten, sondern dass es vor allem die *Deutsche Kolonialgesellschaft* und daneben auch Handelsgesellschaften, Unternehmen, Geographische Gesellschaften und diverse andere Vereine waren, die die größte Kolonialagitation betrieben.⁶⁰ Inwiefern Menschen aus den überseeischen Gebieten diesen Zwecken dienlich sein könnten, war bereits im Vorfeld der Gewerbeausstellung 1896 kontrovers diskutiert worden. Trotz des einschlagenden Erfolges der Kolonialausstellung, der in erster Linie auf die Beteiligung der „Exoten“ zurückzuführen war, entschloss sich der Gesetzgeber 1901 aus Sorge um die physische und moralische Verfassung der „Eingeborenen“

⁵⁸ Vgl. Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896, S. 6–7. Es kamen in den sechs Monaten auch tatsächlich über zwei Millionen Menschen, vgl. ebd., S. 355.

⁵⁹ Viele dieser Ausstellungen waren jedoch keine reinen Kolonialausstellungen, sondern fanden zum Beispiel in Verbindung mit Gewerbe-, Jagd- und Marineausstellungen oder aus Anlass von Stadtjubiläen statt, vgl. Arnold, Propaganda mit Menschen aus Übersee, S. 2.

⁶⁰ Die Kolonialpolitik der Regierung soll hier deswegen auch nicht thematisiert werden, denn von offizieller Seite wurde wenig Werbung betrieben, mit Völkerschauausstellungen schon gleich gar nicht. Zur Deutsche Kolonialgesellschaft vgl. Grupp, Peter: Parti colonial français und deutsche Kolonialbewegung. In: Stefan Fisch/Florence Gauzy/Chantal Metzger (Hrsg.): Machtstrukturen im Staat in Deutschland und Frankreich. Les structures de pouvoir dans l'État en France et en Allemagne. Stuttgart 2007. S. 148–163; Pierard, Richard V.: The German Colonial Society 1882–1914. Diss.phil., Iowa State University 1964 (Ms).

dennoch, deren Ausfuhr zum Zwecke der Schaustellung künftig zu verbieten.⁶¹

Dem Verbot war im Jahr 1900 eine Denkschrift der wichtigsten kolonialpolitisch aktiven Lobbygruppe, der *Deutschen Kolonialgesellschaft*, vorausgegangen, in der die Gefahren und schändlichen Einflüsse genannt wurden, denen die Kolonialuntergebenen bei einer Schau in Deutschland ausgesetzt seien:⁶² Sie würden zum Faulenzen und nicht zur Arbeit erzogen, sie würden genuss- und trinksüchtig werden, der Respekt vor dem „weißen Herrn“ würde auf Grund des Verhaltens einiger ungebildeter „weißer“ Zuschauer dauerhaft leiden, sie würden vom Publikum verwöhnt und dadurch verdorben werden und nicht zuletzt würden aus dem Geld, das sie bei den Schauen verdienten, bei ihrer Rückkehr in die „Schutzgebiete“ ungerechtfertigte und unangemessene Ansprüche gegenüber den „Weißen“ erwachsen.

Das Verbot wurde für alle weiteren Kolonialausstellungen tatsächlich respektiert, was aber nicht bedeutet, dass man nicht Untergebene aus den Kolonien anderer Länder anwerben und ausstellen konnte. Dass „abessinische Dorf“, das 1907 zum 300-jährigen Jubiläum der Stadt Mannheim am Rande der Kolonialausstellung neben einer Wasserrutsche und einem Panorama aufgebaut wurde, oder aber die Schau „Wild-Afrika“, die im selben Jahr die Deutsche Armee, Marine- und Kolonialausstellung in Berlin begleitete, zeigen genauso gut wie die Beteiligung türkischer Handwerker an einer Teppichausstellung 1910 in München, dass außereuropäische Menschen Ausstellungen jedweder Art als publikumswirksame Kuriositäten bereichern konnten, selbst wenn jeglicher inhaltliche Zusammenhang fehlte.⁶³ Der Unterhaltungswert stand bei diesen

⁶¹ Vgl. Sippel, Rassismus, Protektionismus oder Humanität?

⁶² Vgl. Strauch, Franz: Zur Frage der Ausfuhr von Eingeborenen aus den deutschen Kolonien zum Zwecke der Schaustellung. In: Deutsche Kolonialzeitung 1900, S. 500, S. 511, S. 512 und S. 520.

⁶³ Dasselbe gilt übrigens auch für die „Kairo-Straße“ der Berliner Gewerbeausstellung. Zu Berlin 1907 vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 273–274; zu Mannheim 1907 vgl. Lindemann, Anna-Maria: Mannheim im Kaiserreich. Mannheim ²1988, S. 187–188. Viele weitere Beispielen bei Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 102–109, dabei vor allem Fußnote 323.

Schauen in derselben Weise im Vordergrund wie bei denen auf dem Jahrmarkt oder im Zoo, sie sind deswegen Teil desselben Phänomens. An dieser Stelle soll nun vor allem interessieren, welche Völker für diese Art der Unterhaltung bevorzugt ausgewählt wurden.

4.2 Gut gewählt ist halb gewonnen

Die deutschen Schausteller legitimierten und bewarben ihre Schauen in der Regel mit dem Argument, den Besuchern ein „fremdes“ Volk näher bringen zu wollen, indem sie ihre Sitten und Gebräuche zur Aufführung brachten. Ausgehend von diesem wissenschaftlichen bzw. ethnologischen Anspruch hätte man dem heimischen Publikum folglich jede beliebige erreichbare Kultur vorstellen können (und müssen). Doch nicht alle waren gleichermaßen geeignet, auch den wirtschaftlichen Zielen der Organisatoren zu entsprechen. Für das Gelingen einer Schau und somit auch für die Auswahl eines geeigneten Volkes waren nämlich mehrere Dinge entscheidend: Die Truppen sollten möglichst etwas Neues, Fremdes, den Europäern Unbekanntes bieten. Der Impresario Cunningham beispielsweise schrieb in einem Brief an Carl Hagenbeck in Bezug auf die Hawaiianer:

*Sie sind eine gutaussehende Menschenrasse, wunderbare Sängler, und ihr Tanz, genannt der Hula Hula Tanz, ist eine der aufsehenerregendsten und neuesten Vorführungen, die jemals in irgendeinem Land gezeigt wurden.*⁶⁴

Eine besondere Attraktion lockte nicht nur Besucher an, sondern gab ihnen auch das Gefühl, wirklich etwas für ihr Geld geboten zu bekommen. Den Seltenheitswert eines Volkes versuchte man noch zu steigern, indem man ankündigte, es sei zum ersten Mal in Europa zu sehen, oder aber, es sei vielleicht zum letzten Mal zu sehen, da es vom Aussterben bedroht sei.⁶⁵

⁶⁴ Zitiert nach Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 63.

⁶⁵ So etwa die Samojuden (vgl. Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 33) und die „Indianer“ aus den USA (vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 26).

Wichtig war außerdem, wie das obige Zitat bereits andeutet, das Aussehen der Teilnehmer. Die als schön empfundenen Somali und Singhalesen konnten in dieser Hinsicht genauso viel Aufmerksamkeit auf sich ziehen wie die äußerlich eher als abstoßend empfundenen „Austral-Neger“, „Patagonier“, „Feuerländer“ und „Hottentotten“ oder die recht kuriosen Kwakiutl-„Indianer“ mit ihren länglichen Köpfen. Physische Auffälligkeiten waren in jedem Fall erfolgversprechend, denn ganz allgemein erwies sich zum Beispiel in den Presseartikeln der Körper der Darsteller als einer der wichtigsten Beobachtungsgegenstände, sei es aus eher anthropologischer Sicht – wie bei den Singhalesen – oder aus Gründen der Erotik – wie bei den Aschanti.⁶⁶

Nicht zuletzt sollte das Volk eine pittoreske Lebensweise haben und sein Alltagsleben auf der Bühne gut darzustellen sein. Die Zuschauer interessierten sich nämlich auch für das ganz einfache Leben der „Exoten“ und so bemühten sich die Impresarios, Menschen verschiedenen Geschlechts und Alters anzuwerben, um deren Familienleben nachzustellen:

Wir mussten dann waiter nach Norden, bei den Bella-Coola Indianern versuchen. Hier gelang es uns 9 Indianer in den besten Jahren für ein Jahr zu engagieren, aber keine Frauen und keine Kinder, könnten wir zum mitfahren bewegen, was für eine ‚Schow‘ in Europa doch so wesentlich ist, denn das Publicum will doch sogern das Familienleben bei den sogenannten Wilde völker sehen.⁶⁷

Für die Auswahl der Individuen selbst war weiter wichtig, dass sie gesund und weder trink- noch raufsüchtig waren. Außerdem sah man es, zumindest bei Hagenbeck, als Vorteil an, wenn sie keine europäische Sprache beherrschten und sich nicht mit den Besuchern unterhalten konnten, denn so könnte Unzufriedenheit entstehen.⁶⁸

⁶⁶ Vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 98–102 und S. 152–153.

⁶⁷ Zitiert nach Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 65–66. Jacobsen war Norweger und kein deutscher Muttersprachler, das erklärt seine abweichende Schreibweise.

⁶⁸ Vgl. ebd., S. 64–67.

Die Teilnehmer sollten zudem dem anthropologischen Idealtypus der Region entsprechen. Wenn man solche Leute aber nicht schnell genug auftreiben konnte – so der Werber Jacobsen 1926 in einem Brief an seine Frau: „Nur finde ich, wie ich auch Lorenz sagte, dass die Leute nicht gerade Lappisch aussehen.“⁶⁹ –, wurde eben mehr Wert auf die Trachten und Ethnographica gelegt. Noch wichtiger war, dass einige der Darsteller über besondere Fähigkeiten verfügten, sei es als Künstler, Artisten oder Handwerker, wobei es allerdings weniger darum ging, welcher Beruf und welche Tätigkeit wirklich charakteristisch für ein Volk waren, sondern was publikumswirksam war. Vor allem die indischen Schlangenbeschwörer, Jongleure, Degenschlucker usw. waren zwar durchaus aufsehenerregend, aber keineswegs ein Abbild des alltäglichen Lebens in Indien. Die Authentizität wurde nichtsdestotrotz immer betont und beschworen und Carl Hagenbeck erklärte den Erfolg seiner allerersten „Lappländer“-Schau auch genau damit:

*Diese erste Völkerausstellung wurde zu einem großen Erfolg. Vielleicht wurde sie es deshalb, weil das ganze Unternehmen mit einer gewissen Naivität und Unverfälschtheit ins Leben getreten war und auch so vorgeführt wurde. Die Gäste aus dem hohen Norden hatten gar keine Begriffe von Schaustellungen und was damit zusammenhängt, es wurde auch absolut keine Vorstellung gegeben.*⁷⁰

Die Unbefangenheit der Darsteller vor Publikum erweckte den Eindruck völliger Echtheit und hielt die Täuschung aufrecht, dass hier wildes, natürliches Leben einfach nach Europa geholt worden war. Zu wild und fremd sollten die Teilnehmer aber auch nicht sein, etwas Erfahrung im Umgang mit Europäern war für eine reibungslose Durchführung unverzichtbar. Das Beispiel John Hagenbecks, der erfolglos versuchte, einer indischen Weddafamilie den Zweck einer Schaustellung, ja überhaupt einer Reise ins Ausland klarzumachen, zeigt, dass sehr zurückgezogen lebende Völker unter Umständen nicht gut für eine Schau in Europa geeignet waren.⁷¹

⁶⁹ Brief Jacobsens an seine Frau Hedwig 1926, zitiert nach Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 39, Fußnote 14.

⁷⁰ Hagenbeck, Von Tieren und Menschen, S. 94–95.

⁷¹ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 60–61.

Welche Völker dann letzten Endes ausgewählt oder erneut angeworben wurden, hing in erster Linie davon ab, ob sie es schafften, die Phantasie der Besucher anzuregen. Auch wenn die Veranstalter immer behaupteten, die Besucher mit ihren Schauen belehren und instruieren zu wollen, so sollten die „Exoten“ sie doch vor allem zum Träumen verleiten oder ihnen einen Schauer über den Rücken jagen, ohne dabei aber völlig außerhalb des europäischen (Imaginations-)Horizontes zu liegen.⁷² Natürlich hatten die Impresarios eine gewisse Erfahrung und eine Vorahnung, was dem heimischen Publikum gefallen würde, doch letztlich richteten sie sich nach dem Erfolg: Nachdem Hagenbecks singhalesischer Elefantentreiber 1883/84 auf viel Interesse gestoßen waren, plante er direkt eine Ceylon-Ausstellung für das nächste Jahr. Kalmücken hingegen, die eher ein Verlustgeschäft gewesen waren, bat Hagenbeck nicht mehr anzuwerben.⁷³ Rein vom praktischen Gesichtspunkt her beeinflusste aber auch das Vorhandensein bzw. Nichtvorhandensein von Geschäftsbeziehungen die Auswahl. Die ersten Nubier holte Hagenbeck nach eigener Aussage, weil er bereits durch den Tiertransport Beziehungen in das Gebiet hatte, und nach Ceylon und Somaliland wandten er und seine Mitarbeiter sich erst, als der Mahdisten-Aufstand im Sudan alternative Bezugsquelle für Elefanten erforderlich machte.⁷⁴ In gleicher Weise könnte man versuchen zu erklären, warum kaum Japaner und Chinesen in Europa auftraten: Sie lebten einfach zu abgeschottet.⁷⁵

Dass Truppen aus den deutschen „Schutzgebieten“ kamen, war die Ausnahme. Die Anwerbung einer Gruppe aus Kamerun 1886 mag dem damaligen Publikumsinteresse kurz nach Errichtung des Protektorats geschuldet sein. John Hagenbeck sagte dazu:

Bei dem lebhaften Sinn für Aktualität, der die Unternehmungen des Hauses Hagenbeck beherrschte, ließen wir uns die

⁷² Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 151–152.

⁷³ Zu Ceylon vgl. Hagenbeck, *Von Tieren und Menschen*, S. 112–114; zu den Kalmücken vgl. Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 63–64.

⁷⁴ Vgl. Hagenbeck, *Von Tieren und Menschen*, S. 96 und S. 107.

⁷⁵ Interessant wären sie bestimmt gewesen, sie waren unglaublich exotisch und es gab eine Menge Stereotypen, vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 148, Fußnote 115.

*Ausnutzung der guten Konjunktur natürlich nicht entgehen.
Wir stellten eine Gruppe von Kamerunern zusammen und
ich wurde mit ihrer Vorführung in Deutschland beauftragt.*⁷⁶

Auch bei den Samoanern, die die Gebrüder Marquardt 1900–1901 in Deutschland präsentierten, ist der Titel der Schau *Unsere Landsleute aus Samoa* sicherlich nur auf die Gewinn versprechende Aktualität des Themas zurückzuführen, er scheint zudem keine weiteren Auswirkungen auf den Inhalt der Vorführung gehabt zu haben.⁷⁷ Kolonialpolitische Motivationen sind den Schaustellern bei der geringen Anzahl an Truppen aus den deutschen Kolonien mitnichten nachzuweisen. Mit Indien, Somaliland und dem Sudan standen vielmehr die englischen Kolonien und Protektorate im Mittelpunkt, daneben gab es in Deutschland mehrere Schauen aus dem französisch beherrschten Dahomey, des Weiteren viele aus unabhängigen Ländern wie den USA („Indianer“), Chile, Argentinien („Feuerländer“, „Patagonier“), Russland (Samojeden, Kalmücken), Schweden, Norwegen („Lappländer“) und Kanada („Eskimos“). In Anbetracht der Größe der Truppen und der Vielfalt der Herkunftsländer drängt sich die Frage förmlich auf, wie die Schauen eigentlich organisiert wurden.

4.3 Die Organisation des Besuches

Wenngleich Carl Hagenbeck bei Weitem nicht der einzige Veranstalter in Deutschland war, sind auf Grund der Quellenlage die Abläufe für seine Firma am besten nachvollziehbar. Viele Schauen kamen nach demselben Prinzip zustande wie die erste „Lappländer“-Schaustellung 1874: Hagenbecks Agenten, die in verschiede-

⁷⁶ Hagenbeck, John G.: Fünfundzwanzig Jahre Ceylon. Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies. Bearbeitet und hrsg. von Victor Ottmann. Dresden 1922, S. 9–10.

⁷⁷ Vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 275, Fußnote 154. Zu dem ähnlich klingenden Programmheft der Schau („*Ausstellung Samoa. Unsere neuen Landsleute*“), die Hagenbeck vermutlich von den Gebrüdern Marquardt übernommen hatte, vgl. Thode-Arora, Charakteristische Gestalten des Volkslebens, S. 114, Fußnote 25. Die Aktualität spielte beispielsweise auch bei den „Dahomey-Amazonen“ eine Rolle, die (nur) in den 1890er Jahren durch ganz Europa tourten, vgl. Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 91–106.

nen Teilen der Welt eigentlich den Tierhandel für ihn besorgten, wurden beauftragt, neben Tieren auch Menschen nach Europa zu bringen.⁷⁸ Neben Tierhändlern und -fängern konnten aber auch Leute als Werber aktiv werden, die aus ganz anderen Gründen in Übersee waren. Seefahrer, Händler, Kolonialbeamte und andere Weltenbummler kannten die betreffenden Länder, Kulturen und Sprachen häufig gut und waren nützliche Kontaktpersonen und Mittelsmänner. Einige Agenten spezialisierten sich zudem auf gewisse Regionen, sodass die Organisation dort immer besser und reibungsloser ablief: Joseph Menges beispielsweise konzentrierte sich auf Somaliland, John Hagenbeck auf Ceylon. Johan Adrian Jacobsen wiederum war knapp 50 Jahre lang immer wieder für Hagenbeck als Werber tätig und brachte nicht nur „Patagonier“, „Indianer“, „Eskimos“ und „Lappländer“ nach Europa, sondern war auch in der ganzen Welt als Sammler von ethnographischen Objekten unterwegs.

Viel Erfahrung war in diesem Geschäft dringend nötig, gab es doch einige Hürden zu nehmen und Dinge zu beachten. Sobald man nämlich Menschen gefunden hatte, die bereit waren, nach Europa mitzukommen, mussten auch noch die betreffenden Behörden vom Zweck der Reise und von der Seriosität der Veranstalter überzeugt werden, bevor die Ausreise erlaubt wurde. Dafür ließen sich die Werber nicht selten polizeiliche Zeugnisse ausstellen, die beweisen sollten, dass sie die Truppen stets gut versorgten und nie Anlass zur Klage boten. Auch Beziehungen zu haben erwies sich manchmal als nützlich, es kam nämlich durchaus vor, dass die Dienststellen die Erlaubnis wegen schlechter Erfahrungen nicht erteilen wollten,⁷⁹ außerdem gab es in gewissen Regionen spezielle, strengere Regelungen. Das Anwerbeverbot für „Eingeborene“ der deutschen Kolonien zum Zwecke der Schaustellung aus dem Jahr 1901 stellte für die Schausteller hingegen kein wirkliches Problem

⁷⁸ Zu den Werbern der Firma Hagenbeck vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 40–58; Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 57–61.

⁷⁹ Die dänischen Behörden beispielsweise verweigerten 1880 die Ausreise von „Eskimos“ aus Grönland, nachdem eine frühere Gruppe in Europa gestorben war, vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 161; Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 68–69.

dar, da die Truppen in Deutschland ohnehin nur selten aus den „Schutzgebieten“ stammten, sondern viel eher aus Indien, Nordostafrika und dem Nordpolargebiet.⁸⁰

Da in der Regel noch vor Ort Verträge zwischen Veranstaltern und Ausgestellten geschlossen wurden, konnten die Behörden die Bedingungen des Engagements überprüfen und beeinflussen. Grundvoraussetzung war, dass die Teilnehmer freiwillig nach Europa fuhren,⁸¹ daneben mussten ausreichend und gesunde Ernährung, medizinische Versorgung und die Rückreise zugesichert werden. Die Verträge bestimmten des Weiteren die Arbeitszeiten, die (zwingend moralisch einwandfreien) Aufgaben und die Vergütung der Mitglieder, wobei das Aushandeln dieser Verträge manchmal viel Zeit und Anstrengungen erforderte.⁸² Während die Völker, die üblicherweise wenig Kontakt zu Europäern hatten, mit recht einfachen Bestimmungen „abgefertigt“ wurden, konnten sich die Verhandlungen mit professionellen indischen Artisten oder mit „Indianern“, die regelmäßig in den USA und Europa auftraten, als lang-

⁸⁰ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 80 und S. 272–275.

⁸¹ R. A. Cunninghams angebliche, eigens beworbene „Entführung“ von einigen „Austral-Ureinwohnern“ 1884 stellt eine Ausnahme dar und war möglicherweise nur ein Werbetrick, vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 68. Im Fall der 1878 (letztlich vergeblich) angeworbenen sechs „Feuerländer“ ist die Bezeichnung „Entführung“ sicherlich übertrieben, vgl. Eißengerger, *Entführt*, verspottet und gestorben, S. 107–110. Dennoch stellt sich die Frage, ob deren Einwilligung wirklich ernst zu nehmen war, angesichts der Tatsache, dass die Verständigung mit ihnen sprachlich gar nicht möglich war. Noch deutlicher nach ungewollter Verschleppung sah es jedenfalls 1881 bei den angeblich aus Seenot geretteten „Feuerländern“ aus, vgl. ebd., S. 146–149.

⁸² Erhalten sind heute noch drei Verträge: 1. zwischen der Firma Hagenbeck und den Sioux-„Indianer“ von 1910, abgedruckt in Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 106; 2. zwischen der Firma Hagenbeck und den Bella Coola-„Indianern“ von 1885, abgedruckt in Haberland, *Wolfgang: „Diese Indianer sind falsch“*. Neun Bella Coola im Deutschen Reich 1885/86. In: *Archiv für Völkerkunde* 42 (1988), S. 3–67, hier S. 9 und S. 56–57; 3. zwischen der Firma Hagenbeck und der Kamerun-Truppe von 1884, abgedruckt in Thode-Arora, *Hilke: „Charakteristische Gestalten des Volkslebens“*. Die Hagenbeck-schen Südasien-, Orient- und Afrika-Völkerschauen. In: Gerhard Höpp (Hrsg.): *Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945*. Berlin 1996. S. 109–135, hier S. 119.

wierig erweisen.⁸³ Häufig mussten noch Kautionen hinterlegt, Pässe ausgestellt, Impfungen vorgenommen⁸⁴, Ethnographica gesammelt und Requisiten überprüft werden, bevor die Reise losgehen konnte. Die Gruppen, die je nach vorgesehenem Auftrittsort stark in ihrer Größe schwankten – im Zoo konnten deutlich mehr Personen auftreten als beispielsweise im Panoptikum oder im Varieté –, blieben mindestens ein Jahr bzw. einen Sommer in Europa, oft auch länger, manchmal sogar 4–5 Jahre, wobei sie dann in der Regel eine lange Europa-Tournee hinter sich hatten. Normalerweise wurden sie von ihrem Impresario und, bei Bedarf, von einem Dolmetscher und weiteren Angestellten begleitet, zuweilen wurden sie auch für eine bestimmte Zeit, meist einige Wochen, an andere Veranstalter „ausgeliehen“.⁸⁵

Die Truppen traten demnach in zahlreichen deutschen und europäischen Städten auf. Abhängig vom Gastspielort variierten ihre Unterkünfte: Manchmal schliefen sie in Hotels oder Gasthäusern, sehr viel häufiger aber in beheizten Baracken, dem Heimatland nachempfundenen Bauten oder mitgebrachten Zelten direkt auf dem Gelände der Schaustellung.⁸⁶ Während für die Verpflegung anfangs noch eine Aufwartefrau mitfuhr, erkannte man bald, welche Vorteile es hatte, wenn die Truppen selbst kochten. Sie konnten auf diese Weise nicht nur ihre eigenen Essensvorschriften besser befolgen – was zum Beispiel für die Muslime wichtig war –, das Zubereiten und Einnehmen der Mahlzeiten war so neben den mehrmals täglich stattfindenden „Showeinlagen“ und/oder dem

⁸³ Zu einem Vertragsabschluss in Indien, bei dem sich das ganze Dorf versammelte und jeder Ratschläge gab, vgl. Hagenbeck, John G.: Mit Indiens Fahren dem Volk. Berlin 1932, S. 9–10. Zu Jacobsens „Problemen“ mit einigen „Indianern“ vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 79–82.

⁸⁴ Wie wichtig Impfungen waren bzw. wie fatal deren Versäumnis sein konnte, zeigte sich 1881, als alle Mitglieder der Eskimo-Truppe an den Pocken starben, weil man verpasst hatte, sie rechtzeitig zu impfen, vgl. Thode-Arora, Hilke: Das Eskimo-Tagebuch von 1880. Eine Völkerschau aus der Sicht eines Teilnehmers. In: Kea 2 (1990), S. 87–115, hier S. 102.

⁸⁵ Vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 70; Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 82–83.

⁸⁶ Zur Unterbringung vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 78–86; Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 91–104.

Herstellen und Verkaufen von Handwerksartikeln und Postkarten auch Teil der Inszenierung. Zusätzlich brachten die Besucher oft noch Obst, Süßigkeiten und Zigaretten mit, sodass Verdauungsprobleme auf Seiten der Darsteller keine Seltenheit waren.

Viel schlimmer noch als diese kleinen Leiden waren aber Pocken, Masern oder Lungenerkrankungen, an denen nicht wenige Teilnehmer starben. Neben dem Heimweh, den Streitigkeiten untereinander und den Disziplinarmaßnahmen durch die Impresarios – anscheinend hat es nicht nur Strafen wie Alkoholentzug gegeben, sondern zuweilen auch Schläge –⁸⁷ stellte auch die Arbeit eine große Anstrengung dar: Zu einem Arbeitstag von 8–10 Stunden mit vielen Vorführungen und nur wenigen Pausen kam noch die schier unkontrollierbare Besuchermenge hinzu, die in ihrer Begeisterung mitunter sogar die Umzäunung niederriss, die sie von den Darstellern trennte, und letzteren so manchmal näher rückte, als denen lieb war.⁸⁸

Ob das Geld und die Geschenke, die sie am Schluss bekamen – Marquardts Samoaner-Truppe beispielsweise erhielt Fahrräder –,⁸⁹ die Ausgestellten all diese Probleme, Verluste und Ängste vergessen ließ, ist ungewiss; von den wenigsten Heimkehrern ist das spätere Schicksal bekannt. Einige verprassten ihren Lohn innerhalb kurzer Zeit, andere schleppten Krankheiten in ihre Heimat ein und wiederum andere hatten Probleme, sich daheim wieder in ihre Gesellschaft einzufügen.⁹⁰ In jedem Fall scheint die erhaltene Bezahlung für die Darsteller viel Geld gewesen zu sein, denn sobald Werber neuerdings eine Schaustellung desselben Volkes organisieren wollten, rissen sich die Leute oft regelrecht darum, mitzufahren, darun-

⁸⁷ Abraham berichtet in seinem Tagebuch davon, wie Jacobsen den „Eskimo“ Tobias mit einer Hundepeitsche schlug, vgl. Lutz, Hartmut: Abraham Ulrikab im Zoo. Tagebuch eines Inuk 1880/1881. Wesel 2007, S. 33. Alkoholentzug wendete John G. Hagenbeck immer wieder an, vgl. Hagenbeck, Mit Indiens Fahrendem Volk, S. 51–52.

⁸⁸ Zu den gesundheitlichen und psychischen Problemen während des Aufenthalts vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 71–76. Konkret zu den Arbeitszeiten vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 105.

⁸⁹ Vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 77.

⁹⁰ Einige Beispiele sind zu finden bei Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 158–160; Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 77–78.

ter auch solche, die bereits dabei gewesen waren.⁹¹ Einige Darsteller kamen tatsächlich mehrmals zurück nach Europa, unter Umständen auch mit anderen Veranstaltern, bisweilen traten sie sogar selbst als Werber auf und stellten Truppen zusammen, so zum Beispiel der Sioux-„Indianer“ Edward Two-Two, der Somali Hersi Egeh Gorseh und der Togolese J. C. Nayo Bruce, der einige Jahrzehnte lang eigenständig als Impresario mit einer Gruppe Afrikaner durch Europa fuhr. Hersi Egeh Gorseh zog sich letztlich in seine Heimat zurück, jedoch nicht ohne zuvor Nähmaschinen aus Deutschland mitgenommen zu haben, mit denen er in seinem Heimatland ein Monopol in der Textilverarbeitung begründete.⁹²

Wenngleich also der Lohn für die Schaustellungsteilnehmer eine stattliche Summe bedeuten konnte, war es doch wenig im Vergleich zum Umsatz, den die Veranstalter in der Regel machten.⁹³ Carl Hagenbeck hatte 1874 ja auch mit den Schaustellungen angefangen, um die Verluste des stagnierenden Tierhandels auszugleichen.⁹⁴ Der Erfolg der ersten Schauen gab ihm Recht, jedoch gehörten Misserfolge genauso zum Geschäft und je höher die Ansprüche des Publikums wurden, desto aufwendigere und damit kostspieligere Aufführungen mussten geboten werden. Das Interesse auf diese Veranstaltung zu lenken, war manchmal aber nicht nur

⁹¹ John G. Hagenbeck spricht an zahlreichen Stellen davon, was die Inder in der Stadt alles kauften und dass einige ihn immer wieder baten, er möge sie im nächsten Jahr wieder auf Tour mitnehmen, vgl. Hagenbeck, *Mit Indiens Fahrendem Volk*.

⁹² Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 78. Speziell zu Bruce vgl. Brändle, *Rea: Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Deutschland*. Zürich 2007.

⁹³ Thode-Arora, *Charakteristische Gestalten des Volkslebens*, S. 119 nennt als Beispiel die „Labrador-Eskimos“, die 1880 pro Mann drei Mark, pro Frau zwei Mark und pro Kind eine Mark täglich bekommen haben. Die Dualla bekamen 1885 sogar noch weniger. Auch Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 43 berichtet, dass man der Truppe von „Aegypten und seine Rätsel“ 1922 eine Pauschale von 6500 Franken gezahlt hatte, die schon am ersten Sonntag wieder eingenommen wurde.

⁹⁴ „Der erste Anstoß war die Tatsache, daß das Tiergeschäft um die Mitte der siebziger Jahre langsamer zu gehen anfang und ich also daran zu denken gezwungen war, mein Unternehmen nach irgendeiner anderen Seite hin auszuweiten.“ (Hagenbeck, *Von Tieren und Menschen*, S. 93.)

wegen der vielen alternativen Vergnügungsetablissemments wie Theater, Oper, Panorama, Panoptikum, Variété, Wachsfigurenkabinett, Zirkus, Kneipe, Radrennbahn und Kino schwierig, sondern auch wegen der zunehmenden Konkurrenz im eigenen Gewerbe. Schon bei der Anwerbung liefen die Agenten Gefahr, dass ein Konkurrent ihnen potentielle Teilnehmer wegschnappte,⁹⁵ und in Europa selbst reihten sich die Schaustellungen zum Teil derart aneinander, dass die Impresarios sich Karenzfristen zusichern ließen. Das bedeutete, dass zeitgleich bzw. wenige Monate vor ihrem Engagement keine andere Truppe am selben Ort auftreten durfte, um ihnen nicht buchstäblich „die Schau zu stehlen“. ⁹⁶ Um das finanzielle Risiko zu mindern und die Kosten zu decken, wurden möglichst viele Städte angesteuert und zahlreiche Auftritte gegeben. Hagenbecks Truppen beispielsweise traten jeweils an 10–20 Gastspielorten auf, wobei zoologische Gärten, Jahrmärkte und Panoptiken zu den bevorzugten Spielorten in Deutschland gehörten.

Die Besucherzahlen konnten je nach Größe des Spielorts zum Teil erheblich schwanken. In Panoptiken und an anderen kleineren Orten waren einige Hundert Personen pro Tag und wenige Tausend am Wochenende bereits ein Erfolg, in Zoos hingegen konnten 62.000 Besucher bei den Nubiern (1878), 37.000 bei den „Feuerländern“ (1881) und 100.000 bei den Kalmücken (1883) an Sonntagen durchaus Tageshöchstzahlen sein.⁹⁷ Erfolge waren freilich nicht immer garantiert, bei den eher erfolglosen Bella Coola-„Indianern“

⁹⁵ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 81.

⁹⁶ Auf dem Oktoberfest gab es ab den 1890er Jahren offensichtlich mehr Anträge von Schaustellern als Platz, weswegen die Plätze versteigert wurden. Konkurrenzfreiheit für Völkerschaustellungen versuchte man sich hier spätestens ab 1898 zusichern zu lassen, vgl. Dreesbach, Anne: „Neu! Grösste Sehenswürdigkeit! Neu! Zum ersten Male in München!“ – Exotisches auf dem Münchner Oktoberfest zwischen 1890 und 1911. In: Dreesbach/Zedelmaier, Exotik in München. S. 9–33.

⁹⁷ Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 75 sagt, die Buren trieben 1900 die Zuschauer „zu hunderten“ ins Panoptikum. Auch 4000 Besucher bei den Bella-Coola sorgten im Panoptikum an einem Sonntag für große Freude, vgl. Haberland, Diese Indianer sind falsch, S. 36. Im Züricher Plattengarten sah man bei den Somali unter der Woche 400 Personen pro Tag und an den Sonntagen 5000 Besucher als viel an, vgl. Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 56.

von 1885/1886 beispielsweise hatte Hagenbeck am Schluss anscheinend sogar Schwierigkeiten, ihnen ihre Gehälter auszuzahlen, geplante Geschenke konnte er nicht mehr machen und selbst ihre Rückreise verschob sich vermutlich aus Geldmangel nach hinten.⁹⁸ Wegen zu vieler Misserfolge, Schwierigkeiten oder Konkurrenten verlegte sich nicht nur Hagenbeck zeitweise wieder auf den Tierhandel und ließ die Völkerschaulustellungen eher nebenher laufen.⁹⁹

4.4 *Mit Werbung eine Menge erreichen*

Der Erfolg einer Schau musste in jedem Fall hart erarbeitet werden und die Arbeit fing schon bei der Werbung an.¹⁰⁰ Gute Werbung war unverzichtbar, denn sie lockte zum einen Besucher an und spielte zum anderen für die Darstellung eine wichtige Rolle, da sie das Publikum auf das Spektakel einstimmte und bei ihm Erwartungen weckte. Der Titel der Veranstaltung musste bereits die Aufmerksamkeit des potentiellen Besuchers auf sich ziehen, auch auf die Gefahr hin, ethnologisch unkorrekt oder bloß ein schwammiger Sammelname zu sein: „Die Krieger des Mahdi“ scheint dabei jedoch nur auf den ersten Blick eine genauere Bezeichnung zu sein als „Wild-Afrika“ oder „Aegypten und seine Rätsel“, denn das Volk, das hinter den „Kriegern des Mahdi“ steckte, hieß eigentlich *Schuli* und wurde zu Werbezwecken einfach umgetauft. Welches konkrete Volk letztlich mit „Eskimo“ oder „Inder“ bezeichnet wurde, konnte der Besucher eigentlich auch erst dann erkennen, wenn er vor Ort die Broschüre in der Hand hatte.

Wenn einem die „Wakamba Neger Krieger Karawane“ oder das „Amazonen-Corps“ trotz allem noch nicht von den Plakaten entgegen gesprungen waren, hatte man sicher schon von ihnen gehört oder gelesen. Für die Singhalesen-Schau im Basler Zoo 1885 beispielsweise wurde bereits sechs Monate vor Vorstellungsbeginn in der lokalen Presse geworben. Informationen über Land und Leute,

⁹⁸ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 159.

⁹⁹ Nachdem das Geschäft in den 1870ern und 1880ern boomte, machte sich vor allem ab den 1890ern die Konkurrenz bemerkbar, vgl. ebd., S. 36–38.

¹⁰⁰ Das Kapitel zur Werbung folgt, wenn nicht anders angegeben, den Ausführungen von Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 110–131.

die Schau, die Tournee und die Veranstalter bereiteten das Publikum im Vorfeld auf das anstehende Ereignis vor und so war es kein Wunder, wenn die Ankunft der Truppe bereits von einer großen Menschenmenge am Bahnhof erwartet wurde. Nicht nur diese Momente waren gute Gelegenheiten, der Stadtbevölkerung die Truppe und ihre Tiere kurz vorzustellen. Auch während ihres Aufenthaltes gab es immer wieder Werbeumzüge durch die Straßen, bei denen die Darsteller in voller Kostümierung und mit Musik Kostproben ihres Könnens gaben. Einen ähnlichen Werbeeffect erzielte man mit Stadtrundfahrten, Theaterbesuchen und anderen Unternehmungen, die vordergründig der Unterhaltung der Schaustellungsteilnehmer dienten. Auch Wohltätigkeitsveranstaltungen, bei denen die Darsteller ohne Gage für einen guten Zweck auftraten, oder Gratisseintritte für Kinder aus Waisenhäusern und Blinden- oder Taub-Stummen-Instituten waren gut dazu geeignet, um für positive Presse zu sorgen.¹⁰¹

Prominente, insbesondere adelige Besucher bei einer Schau waren ebenfalls eine sehr gute Werbung, denn die Presse berichtete ausführlich von all ihren Begegnungen und Eindrücken. Ganz besonderen Wert maß Hagenbeck dem Besuch des Kaisers Franz Joseph bei der Singhalesen-Schau 1884 in Wien bei. Der Besuch sei daraufhin „angeschwollen“ und dem „allgemeinen Interesse Rechnung tragend“¹⁰² habe Hagenbeck sodann verbilligte Volkspreise eingeführt. Außerdem gab es (nicht nur in Wien) zahlreiche verbilligte Vorstellungen für die Volksschulen, bei denen den mittellosen Kindern der Eintritt von fünf Kreuzern sogar erlassen wurde. Hagenbeck gab in seinen Lebenserinnerungen aber auch unumwunden zu, dass Kinder für ihn eine „unbezahlbare Reklame“ waren, denn

Kinder sind nie damit zufrieden, eine Sache nur einmal zu sehen, wenn ihre Phantasie Nahrung gefunden hat. Die Kin-

¹⁰¹ Zu den Waisenhäusern und Taub-Stummen-Instituten vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 80. Einen Besuch von blinden Kindern beschreibt John G. Hagenbeck, vgl. Hagenbeck, Mit Indiens Fahrendem Volk, S. 148–149, des Weiteren die Wohltätigkeitsveranstaltung für Kriegsgeschädigte in Paris, vgl. ebd., S. 136–137.

¹⁰² Vgl. Hagenbeck, Von Tieren und Menschen, S. 122 und S. 125.

*der setzen ihren Eltern, Großeltern, Onkeln, Tanten und sonstigen Verwandten so lange zu, bis diese mit ihnen die Ausstellung noch einmal besuchen. Ich hatte also sozusagen Tausende kleiner Sendboten in das Wiener Publikum abgeschickt.*¹⁰³

Ein noch viel wichtigerer Multiplikator als die Kinderschar war freilich die Presse. Die Zeitungen druckten nicht nur die Anzeigen ab, sondern leisteten auch die Berichterstattung, weswegen eine enge Zusammenarbeit mit ihnen angeraten war. Die Journalisten aller wichtigen Blätter einer Stadt wurden zum Beispiel jedes Mal eingeladen, wenn es etwas Besonderes wie einen Festempfang, eine Sondervorstellung oder eine neue Attraktion gab.¹⁰⁴ Bald waren sogar eigene Pressevorstellungen mit anschließender Pressekonferenz üblich.

Die Werbung wurde also sehr professionell betrieben und so ist davon auszugehen, dass sie ihr Ziel wirklich erreichte. Mit den zahlreichen Anzeigen, Plakaten, Vorab-Informationen und Rezensionen gab sie den Interpretationsrahmen der Schau in gewisser Weise schon vor, bevor der Besucher die Veranstaltung überhaupt gesehen hatte. Wie die Vorstellungen inhaltlich beworben wurden, war folglich nicht unerheblich für ihre Wahrnehmung und ihren Erfolg. Anne Dreesbach beschäftigt sich deshalb in ihrem Buch *Gezähmte Wilde* eingehender mit den Werbeplakaten, die auf Grund ihrer Reduziertheit und Begrenztheit die Mitteilungsabsicht sehr konzentriert auf den Punkt bringen müssen und sich wegen ihrer farbenprächtigen Bildersprache gleichzeitig gut im Betrachter festsetzen. Sie untersucht, welche Elemente genutzt wurden, um Assoziationen zu schaffen, welche Klischees dabei bedient wurden

¹⁰³ Ebd., S. 126.

¹⁰⁴ Ein Beispiel ist das Schauessen „Indian Breakfast“ bei Buffalo Bills Wild-West-Show 1885, bei der hochrangige Besucher und die Presse gegrilltes Rindfleisch ohne Besteck, nur mit Hilfe eines angespitzten Holzstocks essen sollten, vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 24–25. Auch bei der Samoaner-Schau in Berlin wurde 1900 die Presse zum Essen eingeladen, serviert wurde ein zwischen Blättern und Steinen gebratenes Schwein, vgl. Klös, Ursula: Völkerschauen im Zoo Berlin zwischen 1878 und 1952. In: Bongo 30 (2000), S. 33–82, hier S. 61.

und wie somit versucht wurde, dem Betrachter Lust auf einen Besuch der Vorstellung zu machen. Als Ergebnis fasst sie die beworbenen Völker zu sieben grundlegenden Typen zusammen.¹⁰⁵

Die „Urmenschen“, das heißt die „Patagonier“, „Feuerländer“, „Austral-Neger“ und „Hottentotten“, waren primitiv, unzivilisiert, körperlich abstoßend, quasi nackt, roh, gewaltsam, unter Umständen Kannibalen und insgesamt das, was man sich damals unter einem Steinzeitmenschen vorstellte.

Bei den „Afrikanern“, darunter „Zulu-Kaffern“, „Amazonen“ und Somali, standen die Wildheit, der Stolz und die Kampfbereitschaft im Vordergrund. Sie standen den Tieren nahe, waren teils nur spärlich mit einem Fell bekleidet und kaum ein Element, wenn nicht der Schmuck, verwies auf eine vorhandene Kultur.

Die „Araber“, zum Beispiel die „Beduinen“, befanden sich zwischen Kultur und Wildheit, Europa und Afrika. Sie waren perfekte Reiter und Krieger, bewaffnet und gewaltsam, doch gleichzeitig prachtvoll und bewundernswert. Zu ihnen gehörten Basare, Moscheen, Cafés und Bauchtänzerinnen, kurz, es schwangen immerzu – auch durchaus erotisch aufgeladene – Träume aus Tausendundeiner Nacht mit.

Das Paradies auf Erden repräsentierten die stets freundlichen und glücklichen „Südseeinsulaner“. Ohne Lärm, Hektik und Geld verbrachten etwa die Hawaiianerinnen und Samoanerinnen – Männer waren hier eher nebensächlich – den Tag mit Baden und Tanzen. Dabei waren sie weitestgehend nackt, Blumengirlanden und ein Bastrock waren oft das Einzige, das sie schmückte.

¹⁰⁵ Zur Werbung mit Plakaten und den sieben Typen vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 131–146. Einige Gruppen, etwa jene aus Java, Siam, Indochina, China und Japan spricht sie dabei nicht an, die gab es aber und das erwähnt sie an anderer Stelle auch selbst, vgl. ebd., S. 148, Fußnote 115. Vgl. auch den Anhang bei Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 224–244, hier S. 230 und S. 231, wo eine Java-Ausstellung und eine „siamesisches Dorf“ erwähnt werden. Zahlreiche Plakate findet man übrigens abgedruckt bei Schmidt-Linsenhoff, *Viktoria/Wettengl, Kurt/Junker, Almut: Plakate 1880–1914. Inventarkatalog der Plakatsammlung des Historischen Museums Frankfurt*. Frankfurt a. M. 1986, S. 224–267; Malhotra, Ruth: *Manege frei. Artisten- und Cirkusplakate von Adolph Friedländer*. Dortmund 1979.

Ganz anders die martialisch anmutenden „Indianer“. Sie widmeten sich vor allem dem Krieg, sei es gegen verfeindete Stämme oder gegen „weiße“ Siedler. Sie trugen in jedem Fall lange Haare, Federschmuck, Mokassins und Kleidung aus Leder, sie wohnten mit ihren Familien im Wigwam, rauchten Pfeife oder ritten auf Pferden.

Dem Kriegsspiel gaben sich die „Menschen aus dem hohen Norden“ hingegen nie hin, ihr Kampf galt dem Überleben in der unwirtlichen Natur. Die „Kalmücken“, „Eskimos“ und „Lappländer“ waren arbeitsam und verfügten über bewährte Zeltkonstruktionen, Funktionskleidung und zahme Arbeitstiere.

Noch dynamischer, kultivierter und arbeitsamer waren die In-der und Singhalesen. Wenn auch ihre Kultur dem Europäer nie verständlich werden würde, so galten sie doch als Repräsentanten einer Hochkultur, die angesichts ihrer prächtigen Tempel, ihrer Religiosität, Spiritualität und Ästhetik dem Europäer viel Respekt und Bewunderung abverlangte. Mit Gauklern, Elefantentreibern, Schlangenbeschwörern, Tänzern, Musikern und farbenfrohen Gewändern waren sie der Inbegriff der Exotik.

4.5 *Darstellung und Inszenierung*

Diese Charakteristika und zugewiesenen Qualitäten waren nun natürlich auch Inhalt der Darbietungen selbst. Prinzipiell kann man dabei zwei Arten der Inszenierung unterscheiden: einerseits das „Eingeborenendorf“, durch das der Besucher frei spazieren konnte und in dem das alltägliche Leben der Einwohner imitiert wurde, andererseits die zirkus- bzw. theaterähnliche Schau, bei der die Darsteller Vorführungen ihrer Bräuche und ihres artistischen oder akrobatischen Könnens zum Besten gaben.¹⁰⁶ Diese beiden Formen waren aber fast nie alleine anzutreffen. Normalerweise stand je nach Gegebenheiten und Truppe die eine oder die andere

¹⁰⁶ Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 61–69 und, ihm folgend, Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 154 unterscheiden sogar drei Arten der Inszenierung. Die dritte Art, die so genannte *Freak Show*, die sich auf die körperliche Andersartigkeit fixiert, spielt aber eigentlich erst bei den Sara-Kaba, den so genannten „Lippen negerinnen“ Anfang der 1930er Jahre eine Rolle, weshalb sie hier auch nicht weiter angesprochen wird.

Art im Vordergrund. Bei den Kalmücken, die 1884 auf einer Wiese in Zürich im wahrsten Sinne des Wortes ihre Zelte aufschlugen, streiften die Besucher so lange durch oder um das „Dorf“ und sahen den Bewohnern beim Nähen, Spielen oder Rauchen zu, bis sie für die Darbietungen – zum Beispiel Tänze, Pferderennen oder religiöse Zeremonien – ihre Plätze im Parterre und auf der Tribüne einnahmen.¹⁰⁷ Bei den Singhalesen, die 1884 in Wien weilten, sah man sich hingegen in erster Linie das Programm mit Gesängen, Tänzen, Umzügen und Arbeitselefanten an, um dann in den Pausen oder zwischen den Programmblocks durch ein „Dorf“ aus Hütten zu wandeln, in dem die Bewohner kochten oder klöppelten.¹⁰⁸ In der Regel nahm das Show-Element bei den Schauen des Typs Hagenbeck aber die bedeutendere Stellung ein.

Unabhängig vom jeweiligen Volk tauchten gewisse Programmpunkte bei fast allen Inszenierungen auf, nämlich Tänze, Gesänge und Kämpfe. Nur wenige Truppen, darunter die „Eskimos“, „Lappländer“, „Patagonier“ und Inder, stellten keine Kämpfe dar, dafür boten sie mit Kajakfahren, Rentiereinfangen, Lasso-Wurf sowie Tanz, Jonglage und Akrobatik ganz eigene Nummern. Auch die anderen Völker freilich hatten ihre Spezialitäten, so warfen etwa die Australier den Bumerang, die Bella Coola verbrannten – freilich mit einem Trick – ihren Schamanen, die „Feuerländer“ schossen mit Pfeil und Bogen, die „Amazonen“ machten Gewehrübungen, die Samoaner stiegen auf Palmen, die Duala trommelten und die Aschanti zeigten den Speerwurf und das Pfeilschießen.¹⁰⁹

Anfangs waren die Vorstellungen noch recht zusammenhangslos und ohne feste Zeiten. „Auf ein Zeichen hin“ brachen beispiels-

¹⁰⁷ Vgl. Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 43. Ob man nah an die Zelte herangehen konnte oder ein Zaun die Truppe abtrennte, kann hier nicht mit Sicherheit gesagt werden. Vermutlich dieselbe Schau war 1884 auch in Basel zu sehen und in einem Beitrag Julius Kollmanns für die *Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel* klingt es eher nach einem abgetrennten Gehege, vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 92, Fußnote 184. Dass man übrigens auf den Stehplätzen im Parterre nur halb so viel zahlte wie auf den Tribünensitzplätzen, deutet auf die konzeptuelle Nähe zum Theater hin.

¹⁰⁸ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 76.

¹⁰⁹ Vgl. ebd., S. 107.

weise die Nubier 1880 in Zürich ihre Zelte ab, sattelten die Tiere, gingen über die Wiese und bauten die Zelte an anderer Stelle wieder auf. „Auf Möllers Geheiss“ ferner begannen die Männer zu tanzen und die Frauen zu kochen.¹¹⁰ Auch Hagenbecks Singhalesen führten 1885 in Basel ihre Szenen aus dem Alltagsleben einfach an verschiedenen Orten innerhalb der Umzäunung vor und machten damit die Runde.¹¹¹ Im Lauf der Zeit entwickelte sich aber eine feste – wenn auch manchmal immer noch recht zusammenhangslose – Folge von immer spektakuläreren Szenen.¹¹² Das Programm für „Wild Afrika“ von Willy Möller und Fritz von Schirp etwa bot 1889 Folgendes:

1. *Afrikanische Begrüssung,*
2. *Nationaler Schwertertanz,*
3. *Dromedarreiten,*
4. *Djanhau- oder Kalebassen-Tanz, ausgeführt von der Din-
ka Frau Adjull,*
5. *Gebetsscene mit fanatischem Derwisch Tanz,*
6. *Gebetsscene zu Fuss,*
7. *Phantasietanz des Wambutti-Zwerges Ibrahim,*
8. *Afrikanischer Ringtanz,*
9. *Kameelraub,*
10. *Gefechtsscene zwischen zwei Kameelreitern,*
11. *Überfall einer Handels-Karawane: (...)*
12. *Eine Darstellung des Neumondfestes (...).*¹¹³

Bald war der Ablauf in einen vollständigen narrativen Kontext eingebettet und für jedes Volk so stereotyp und einheitlich, dass es nicht verwundert, wenn beispielsweise Hagenbecks Äthiopien-Schau 1909 mit ruhiger Dorfsszene inklusive Tieren, Überfall, Kampf, Friedensschluss, Hochzeit, Musik, Tanz und Phantasia-Umzug dem Programm anderer nordostafrikanischer Schauen sehr

¹¹⁰ So formuliert es jedenfalls Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 30.

¹¹¹ Vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 63.

¹¹² So fasst Stadler, Von „schlangengewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“, S. 80 die Entwicklung zusammen. Sie bezieht sich dabei auf die Beschreibungen der Münchner Presse.

¹¹³ Aus dem Programmheft „Wild Afrika“, zitiert nach Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 70.

ähnelte.¹¹⁴ Dasselbe galt auch für die immer gleiche Inszenierung der „Lappländer“, die auf den europäischen Bühnen quasi das gesamte 19. Jahrhundert hindurch mit Rentierschlittenfahrten und dem Auf- und Abbau ihrer Zelte beschäftigt waren.¹¹⁵ Besonders von dieser „Theatralisierung“ betroffen waren letztlich die nordamerikanischen „Indianer“. Bei ihnen kann man etwa ab der Jahrhundertwende kaum mehr von *fester Szenenfolge* sprechen, vielmehr handelte es sich bereits nur noch um reine Show. Insbesondere in Buffalo Bills Wild-West-Shows trat das ethnologische Moment immer mehr in den Hintergrund, um von einer dramatischen, ganz offensichtlich inszenierten Geschichte über den Sieg der „weißen“ Siedler über die „Rothäute“ abgelöst zu werden. Dass inmitten dieser Darbietungen sogar Japaner, Araber und Kosaken ihre Reitkünste vorführten, belegt den Showcharakter der Veranstaltungen.¹¹⁶ Mehr nach Zirkus sah es wiederum bei den Indern aus, wenn mit Schlangenbeschwörern, Gauklern, Zauberern, Stelzenläufern, Feuerspuckern und „Zwergen“ ganz offen auf Unterhaltung gesetzt wurde.¹¹⁷

Ein weiteres Element, das für all diese Arten der Schaustellungen typisch war, wurde bereits erwähnt: die Beteiligung von Tieren. Das geschah natürlich nicht als Reminiszenz an die Anfänge der Hagenbeckschen Schauen 1874 – er nannte seine Veranstaltungen

¹¹⁴ Das Programm ist abgedruckt bei Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 109–110. Sehr ähnlich waren zum Beispiel die Somali-Schau 1895 in London und „Am Nil“ 1912.

¹¹⁵ Vgl. ebd., S. 110. Dass auch die Kalmücken vor allem Zelte auf- und abbauten und sich um ihre Tiere kümmern mussten, zeigt das Programm der Hagenbeckschen „Kalmücken-Karawane“ 1884, abgedruckt bei Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 177.

¹¹⁶ Vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 207–216. Als Beispiel findet sich das Programm einer Wild-West-Show Buffalo Bills von 1903 bei Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 25–26.

¹¹⁷ Das einstündige Programm einer Indien-Schau von 1926, abgedruckt bei Klös, Völkerschauen im Zoo Berlin, S. 68, spricht gegen jegliche inhaltlich zusammenhängende Inszenierung, es handelte sich dabei lediglich um eine Aneinanderreihung von Kunststücken und Einlagen: Tanz, Parterre-Akrobaten, Tanz, Akrobaten auf Bambusstangen, Jogis, Tanz, Jongleur und Schwertschlucker, Arbeits-Elefanten, Schlangenbeschwörer, Feuerschlucker, Zebu-Karren, Tanz,...

ja eben aus diesem Grund „anthropologisch-zoologisch“ –, sondern weil Kamele, Giraffen, Elefanten, Zebus, Leoparden, Fettschwanzschafe und Rentiere eine besondere Attraktion waren, mit Hilfe derer die Darsteller zudem ihre (angeblich) alltäglichen Beschäftigungen und Traditionen noch besser vorstellen konnten. Denn so spektakulär die Einlagen teilweise auch waren, der Anspruch, das echte Leben der Leute zu zeigen, blieb selbst noch beim Nachspielen großer religiöser Zeremonien bestehen. Dass die Einlagen nur 30 bis höchstens 60 Minuten dauerten und bis zu zehn Mal am Tag wiederholt wurden, spricht hingegen nicht sehr dafür.¹¹⁸

Deutlich authentischer wirkten freilich die Szenen in den „Eingeborenendörfern“, wo die „Eingeborenen“ wohnten, arbeiteten und Kunsthandwerk verkauften.¹¹⁹ Hier ging der Besucher, meist mit einer erläuternden Broschüre in der Hand, an den nummerierten Hütten vorbei und sah sich an, was ihn interessierte. In indischen „Dörfern“ konnte man beispielsweise Webern, Stickern, Spitzenklöpplerinnen, Töpfern und Köchen bei ihrer Arbeit über die Schulter kucken. Des Weiteren konnte man dem Schulunterricht der Kinder folgen, den Elefanten auf einer Baustelle zusehen oder einen Basar besuchen und dabei Werkzeuge betasten, an Gewürzen riechen und Postkarten kaufen. Gegen einen Aufpreis konnte man sogar auf einem der Elefanten über die Wiese reiten.¹²⁰ Auch in den afrikanischen „Dörfern“ wurde Vergleichbares geboten, bei „Am Nil“ boten 1907 neben Metallarbeitern, Graveuren, Drechslern, Glasbläsern, Webern, Nussröstern und Zuckerbäckern sogar Barbieri ihre Dienste an. Eine Schule, eine Moschee und Basare durften genau so wenig fehlen wie ein Ritt auf einem Esel oder einem Kamel.¹²¹

¹¹⁸ Vgl. Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 71; Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 105.

¹¹⁹ Ob die aufgestellten Hütten tatsächlich auch als Wohnort dienten, hing von der Truppe und der Saison ab. Die Kalmücken und Eskimos beispielsweise konnten durchaus in ihren (originalen) Zelten schlafen, die Teilnehmer aus wärmeren Regionen hingegen verbrachten oft nur den Tag darin.

¹²⁰ Vgl. Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 93 und S. 101.

¹²¹ Vgl. Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 111–113.

Bei den genannten Beispielen stand die Inszenierung des „Dorfes“ ganz klar im Mittelpunkt, obgleich es zusätzlich immer noch Vorführungen von Reitern, Musikern, Tänzern, Gauklern und Akrobaten gab. Diese fanden dann in der Regel zu gewissen Uhrzeiten auf extra ausgewiesenen Arealen oder Bühnen statt. Bei den Schauen, in denen wirklich das „Dorf“ die Hauptattraktion war, änderten sich folglich häufig die Rahmenbedingungen. Diese Schauen fanden quasi nur noch auf großen Plätzen im Freien statt, die Truppen waren größer und die Kulissen aufwendiger, denn es gab oft nicht nur verschiedenartige Hütten und Zelte zu sehen – sei es für Frauen, für Häuptlinge, zum Wohnen oder zum Arbeiten –, sondern auch pompöse Nachbauten von Tempeln, Gräbern und Ruinen der präsentierten Region.

Der „Zuschauer“ – der hier eigentlich schon sehr viel mehr war als das – wandelte also durch eine täuschend echte Szenerie, kaufte Waren, die vor seinen Augen gefertigt wurden, probierte Spezialitäten, die fremde Gewürze enthielten, hörte Sprachen und Klänge, die er noch nie vernommen hatte, und interagierte mit Menschen, deren Hautfarbe er das erste Mal aus der Nähe betrachten konnte. Kurz, es war ein beeindruckendes Spektakel, das dem Besucher immer gekonnter vorgaukelte, sich auf einem fremden Kontinent zu befinden. Diese Illusion aufrecht zu erhalten war aber nicht einfach, für eine wirklich erfolgreiche Inszenierung mussten drei Dinge berücksichtigt werden: Die Schauen mussten Verbindungen zur Lebenswelt der Besucher haben, Neues bieten und dabei zugleich immer Stereotypen bedienen.¹²²

Es galt also zunächst, dem Publikum etwas zu bieten, mit dem es an seinen eigenen (Imaginations-)Horizont anknüpfen konnte. Zu den universellen kulturellen Merkmalen, die Ethnizität definierten, zählten die Europäer im 19. Jahrhundert Kleidung und Tracht, Tänze, Musik, Küche und rituelle Handlungen. Deswegen wurde in allen Schauen getanzt, musiziert und gekocht, ganz unabhängig von der jeweiligen Truppe.¹²³ Die Inszenierungen waren immer

¹²² Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 181–185.

¹²³ Vgl. Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 39. Vgl. dazu auch das Zitat aus dem Leipziger Intelligenzblatt vom 13.10.1884 bezüglich der Bella Coola und des Tanzes: „*Das Gefallen an dem, was unter den verschiedenartigs-*

eingebettet in das Wertesystem und die Lebenswelt der Europäer, das heißt, es klangen Dinge an, die die Zuschauer kannten und die ihnen wichtig waren: Die Darstellung von Geburt, Hochzeit und Tod, aber auch von Familie, Arbeit und Schule erlaubte den Besuchern, das Gesehene einzuordnen, nachzuvollziehen und mit ihrem Leben zu vergleichen.¹²⁴ Die Schauen boten Neues, zeigten gleichzeitig aber auch Gemeinsamkeiten auf.¹²⁵

Vor allem außergewöhnliche Ereignisse wie Geburten, Taufen, Hochzeiten und Todesfälle zogen die Aufmerksamkeit des Publikums und der Presse auf sich, denn sie galten als besonders echt und unverfälscht, da sie dem Einfluss der Schausteller entzogen zu sein schienen. Dasselbe galt für Krankheiten und unvorhergesehene Vorfälle, zum Beispiel Streit unter den Darstellern, Konflikte mit Besuchern oder Liebesbeziehungen.¹²⁶ So sehr nun insbesondere Geburten und Sterbefälle in ihrer Echtheit nicht angezweifelt werden können, ist dennoch Vorsicht geboten, denn allzu oft wurden diese Vorkommnisse von den Veranstaltern wenn nicht ganz inszeniert, so doch zumindest medial gehörig ausgeschlachtet. Schwangere Frauen wurden wohl durchaus mit dem Wissen angeworben, dass ihre Niederkunft in einigen Monaten in Europa eine große Sensation sein würde.¹²⁷ Selbst den Tod eines Mitglieds der Truppe wussten einige Unternehmer geschickt auszunutzen, anders ist der

ten Modificationen ‚Tanz‘ genannt wurde, ist uralte und tief in der menschlichen Natur begründet. Alle Völker und alle Zeiten kannten den Tanz und überall hat er sich eigenthümlich, dem Lande, dem Charakter des Volkes, dem Klima, den Vorstellungen und Umgebungen der Menschen gemäß ausgebildet.“ (Zitiert nach Haberland, *Diese Indianer sind falsch*, S. 42.)

¹²⁴ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 182; Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 150–152, der damit auch erklärt, warum sich sogar bei der Inszenierung der Aschanti, bei denen zweifelsohne ihre angenommene Wildheit im Zentrum stand, eine Schule fand.

¹²⁵ Ins Extrem gesteigert wurde diese Idee freilich, als die Kinder der Singhalesen 1885 in Zürich „Kommt ein Vogel geflogen“ sangen, vgl. Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 50.

¹²⁶ Vgl. Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 73.

¹²⁷ Das sieht auch Dreesbach so, vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 153.

Ansturm beispielsweise auf das Begräbnis der „Dahomey-Amazone“ Cula 1892 in München nicht zu erklären.¹²⁸

Die Schaustellungen mussten eben weiter aktuell bleiben und für Gesprächsstoff sorgen, vor allem wenn sie längere Zeit an einem Ort blieben. Die Schausteller bemühten sich also darum, von Zeit zu Zeit neue Elemente in die Schauen einzubringen, um das Interesse wachzuhalten. Das Fremdländische reichte als Attraktion manchmal nicht mehr aus, unter anderem auch deshalb, weil die oben erwähnte immer gleiche Darstellung einiger Völker bereits zu abgedroschen war. Die Schweizer Presse kommentierte dies beispielsweise mit Sätzen wie *„Die Spiele sind meist die früher gesehnen“* (1891) oder *„Wohl hat man schon ähnliche Schaustellungen gesehen“* (1898).¹²⁹ Als zusätzliche Zugnummer gab es dann neben den Taufen und Hochzeiten zum Beispiel noch Schauessen wie den *Kanakenbraten* 1931, der vor aller Augen zubereitet und dann an die Besucher verkauft wurde.¹³⁰

Dass bei all diesen vorgeführten Spektakeln – Gauklern, Reitvorführungen, Tänzern, Gesängen, Feuerwerken, Schauessen – letztlich noch die viel beschworene Authentizität vermittelt werden konnte, ist eigentlich ziemlich paradox, lag aber daran, dass eben diese Spektakel von den Zuschauern erwartet wurden. Die Bedienung von Stereotypen gehörte nämlich zu den Völkerschaustellungen als wohl wichtigstes Element unabdingbar dazu. Dass die „Feuerländer“ Kannibalen, die Somali stolze Krieger und die Inder große Ästheten waren, „wusste“ man längst, das gehörte zum Weltwissen

¹²⁸ Vgl. Das Begräbnis der Amazone Cula. In: Illustrierte Zeitung vom 03.12.1892. Als 1896 der Aschanti Ahadji in Wien starb, wurde sein Leichnam auch schon von einer großen Menschenmenge erwartet, als er zur Totenwaschung ins Spital gebracht wurde, vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 158.

¹²⁹ Vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 72.

¹³⁰ Zum Kanakenbraten vgl. Rieke-Müller, Annelore: Pilou – Pilou, die Kanaken tanzten ihren Kriegstanz. Völkerschauen im Zoo Hannover 1878–1932. In: Beispiele. In Niedersachsen Schule machen 2 (1987), S. 40–44, hier S. 43. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 121 nennt noch weitere Schauessen wie „Hammel-Essen in der Wüste“, „Schlachten und Festessen bei den Samojuden“ und „Borzeck-Backen“. Das „Indian Breakfast“ war, wie oben bereits erwähnt, nur für einen bestimmten Personenkreis bestimmt, vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 25.

der Zeit dazu. Diese Kenntnis hatte man in der Regel aber nicht durch eigene Reisen, sondern durch das Lesen von Reiseberichten, Abenteuer- und Kolonialromanen, Märchen und Zeitungen erworben. Abhängig davon, wie die ersten Begegnungen in Übersee verlaufen waren, füllten die Autoren unzählige Seiten über den edlen Wilden der Südsee oder eben das Tod bringende Innere des afrikanischen Kontinents. Märchen aus Tausendundeiner Nacht prägten das Orientbild genauso wie Karl May die Sicht auf die nordamerikanischen „Indianer“. Nicht zuletzt waren es spätestens ab Mitte des 19. Jahrhunderts aber die Tagespresse und die (illustrierten) Zeitschriften, die den europäischen Lesern ausführlich – und zunehmend zu einem erschwinglichen Preis – in Wort und Bild vermittelten, was am anderen Ende der Welt passierte.¹³¹

Die intensive Medienberichterstattung über den englischen „Zulukrieg“ ist ein – an dieser Stelle zur Veranschaulichung wahllos als Beleg herausgegriffenes – Beispiel, das für viele andere stehen kann. Die Zulu hatten bereits seit Jahrzehnten Widerstand gegen die Kolonialmacht geleistet und 1879 hatte *„ein Haufen von wilden Zulukaffern“* den Briten eine schmerzliche Niederlage zugefügt. In der Folge nahm nicht nur die Leipziger *Illustrierte Zeitung* dies zum Anlass, die starke und gut organisierte, *„mordlustige“* Armee ausführlich mit Worten – *„wobei sie sich unter wüthendem löwenartigem Kriegsgebrüll und in dichten Massen auf den Feind stürzten“* – und großformatigen Illustrationen zu beschreiben.¹³² Nachdem noch im selben Jahr die Zulu ihrerseits vernichtend (und endgültig) geschlagen worden waren, war die Neugierde in Europa und den

¹³¹ Zu den imperialen Repräsentationen in der deutschen Populärkultur vgl. auch Gissibl, Bernhard: *Imagination an beyond: cultures and geographies of imperialism in Germany, 1848–1918*. In: John M. MacKenzie (Hrsg.): *European empires and the people. Popular responses to imperialism in France, Britain, the Netherlands, Belgium, Germany and Italy*. Manchester/New York 2011. S. 158–194, hier S. 177–182.

¹³² von Weber, Ernst: *Englands Krieg mit den Zulukaffern in Südafrika*. In: *Illustrierte Zeitung* vom 22.03.1879 (Illustrationen S. 226, S. 227 und S. 376). Ebenso von Weber, Ernst: *Zulus und der drohende Racenkrieg in Südafrika*. In: *Die Gartenlaube* 1879, S. 205–208 (drei Abbildungen von Kriegerern auf S. 205).

USA natürlich noch größer als davor.¹³³ Die Impresarios nutzen die Gunst der Stunde und bemühten sich sofort, einige der berüchtigten Krieger für Schaustellungen anzuwerben. Wenn das misslang, rekrutierte man in England und den USA mitunter einfach „falsche Zulu“ in der einheimischen schwarzen Bevölkerung.¹³⁴ Dies belegt das außerordentliche Interesse, das die Bevölkerung einem Volk entgegenbrachte, das sie nur aus der Presse kannte. Und es belegt, dass die Schausteller sich nach diesem Interesse richteten.

Doch auch ohne jeglichen direkten Aktualitätsbezug existierten genügend Stereotypen und Ansichten über die Völker dieser Welt, und genau darauf bauten die Völkerschaustellungen auf. Es entstand ein regelrechter Kreislauf, das heißt, die Werbung griff diese Stereotypen auf, die Inszenierung setzte sie um und der Besucher nahm sie genauso wieder auf.¹³⁵ Verstärkt wurde das Ganze auch noch durch die Berichterstattung der Presse, mit Hilfe derer jeder Besucher die Schaustellungen vor- bzw. nachbereiten konnte. Durch das ständige Wiederholen verfestigten sich die Ansichten und Meinungen, egal ob sie richtig und sinnvoll waren oder nicht. Was das Publikum bei einer Schau zu sehen bekam und auch wahrnahm, war vor allem das, was seinen Vorstellungen entsprach.

Wenn sich der Besucher nun vor Verlassen der Schau beispielsweise noch eine Postkarte mit Szenen des Gesehenen und Erlebten als Andenken oder zum Versenden kaufte, hatte sich der Stereotypenkreislauf ganz offensichtlich geschlossen. Die Fotos bildeten, um verkauft zu werden, möglichst genau das ab, was der Besucher erwartet hatte und was folglich auch in den Darbietungen inszeniert wurde. Durch eben diese Abbildungen konnte sich der Besucher wiederum in seinen Ansichten bestätigt fühlen, sein Eindruck wurde damit weiter bestärkt und gerne auch noch Monate

¹³³ Schon lange davor traten Zulu in Europa auf, so zum Beispiel 1853 in London, vgl. Lindfors, Bernth: A Zulu view of Victorian London. (= Munger Africana Library Notes 48 März 1979)

¹³⁴ Vgl. Lindfors, Bernth: Circus Africans. In: Journal of American culture 6 (1983), No. 2, S. 9–14, hier S. 10–11. Lindfors weist übrigens darauf hin, dass vermutlich genau deshalb *Zulu* im amerikanischen Zirkusjargon bald allgemein alle Schwarzen bezeichnete, die in Vorführungen mitspielten.

¹³⁵ Vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 181.

oder Jahre nach der Vorführung wieder aktualisiert. Fotos hatten wie Illustrationen und Plakate für die Veranstalter zudem noch den Vorteil, dass sie auf dieselbe Art wie Zeitungsartikel die Erwartungen potentieller Besucher in gewisse Bahnen lenken konnten, dabei aber eben noch viel mehr Reiz auszuüben und an Emotionen zu appellieren vermochten als das geschriebene Wort.

Wenn man beispielsweise die Zeichnungen mit dem Titel *Die Kalmücken auf der Theresienwiese* auf dem Deckblatt des *Münchener Tagblatts* vom 4.10.1884 betrachtet, sieht man, dass sie gerne als rastloses Nomadenvolk dargestellt wurden, das ständig unterwegs war.¹³⁶ Sie stehen nie still, sondern satteln die Tiere und beladen sie mit schweren Lasten, noch bevor ihre Zelte überhaupt abgebaut sind. Ein geschäftiges Treiben, das eine große Karawane erwarten lässt.

Weniger dynamisch, dafür nicht minder sprung- und kampfbereit sind die Somali, wie sie auf einem Plakat aus den 1880ern dargestellt wurden.¹³⁷ Stolzen Blickes und die Waffe in der Hand sieht der Mann in die Ferne, während seine Frau vor allem ihren Schmuck zur Schau trägt. Das „Dorf“ im Hintergrund ist friedlich, die Dromedare trinken und die Strauße tummeln sich in aller Ruhe vor den Hütten, doch die Bewaffnung der Männer lässt nichts Gutes ahnen, man fragt sich unweigerlich, ob die Szene so friedlich bleiben wird.

Als nicht nur auf den ersten Blick friedfertig galten auch die Inder, doch versetzten sie den Betrachter genauso in Angst und Schrecken wie die afrikanischen Krieger: Die Gujaratis bei der Bambusperche etwa rauben mit ihrer beeindruckenden Akrobatik in schwindelerregender Höhe dem Zuschauer nicht nur den Atem, sie lassen in ihm auch die Frage aufkommen, ob nicht vielleicht Zauberei hinter den Kunststücken steckt.¹³⁸ Das Foto der Männer

¹³⁶ Abgebildet in Stadler, Von „schlangengewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“, S. 86.

¹³⁷ Vgl. Plakat für eine Somali-Schau bei Carl Hagenbeck, vermutlich 1885, abgebildet in Malhotra, Manege frei, S. 55.

¹³⁸ Vgl. Foto von den Gujaratis bei der Bambusperche, um 1930, abgebildet in Hagenbeck, Mit Indiens Fahrendem Volk, Bildtafel Nr. 4*.

mit den gut gebauten, athletischen Körpern verspricht spektakuläre Vorführungen, die man wirklich nicht verpassen sollte.

Eine Illustration, ein Plakat, ein Foto: drei Bilder, die beim Betrachter große Erwartungen wecken. Sie machen Lust auf mehr, legen die Organisatoren in ihrer Inszenierung aber auch fest. Die Impresarios mussten nun dafür sorgen, dass die Darbietungen der Darsteller den Vorstellungen des Publikums entsprachen; und sei es, dass sie hier und da selbst ein wenig nachhelfen. Die Täuschung fing manchmal schon bei so grundlegenden Dingen wie dem Volk selbst an. Bezüglich einer Schuli-Truppe des Jahres 1892 wurde später in der *Deutschen Kolonialzeitung* beispielsweise bemerkt:

*Sie scheinen ein zusammengelaufenes, fahrendes, von hier und von daher stammendes Negervolk [...] zu sein. [...] Manche wollen unter jenen Schuli alte Bekannte aus der vor Jahren nach Deutschland gebrachten Pinkertschen Beduinen-Karawane wiedergesehen haben.*¹³⁹

Auch bezüglich der „Dahome-Amazonen“ von 1890 gab es in demselben Artikel die gleiche Kritik,

*denn die meisten dieser Dahome-Amazonen stammten aus Togo. Sie sprachen recht gut englisch und hatten keine Ahnung davon, dass sie mit einemmale zu Amazonen ernannt worden waren.*¹⁴⁰

In allen anderen Fällen betraf die Schummelei normalerweise die Inszenierung, sie sollte ja nicht zu langweilig sein und den Vorstellungen des Publikums entsprechen. Die Tournee der Bella Coola durch das Deutsche Reich 1885/86 zeigt, dass eine wissenschaftlich und künstlerisch hoch gelobte Darbietung wirtschaftlich ein ziemlicher Misserfolg sein konnte, wenn sie nicht das Indianerbild darstellte, das dem deutschen Publikum durch Karl May und andere Autoren bekannt war.¹⁴¹

¹³⁹ Strauch, Franz: Zur Frage der Ausfuhr von Eingeborenen aus den deutschen Kolonien zum Zwecke der Schaustellung. In: *Deutsche Kolonialzeitung* 1900, S. 500.

¹⁴⁰ Ebd.

¹⁴¹ Vgl. Haberland, Diese Indianer sind falsch. In einem Programmheft für eine Sioux-Schau wird sogar explizit auf die Bücher James F. Coopers verwiesen;

Bei der Inszenierung half man deswegen gerne ein wenig nach, wenn die Truppen zu unspektakulär zu sein drohten, zum Beispiel indem man auf Kostüme anderer Völker zurückgriff, selbst Phantasiekostüme nähte oder die Leute eben besonders spärlich bekleidete.¹⁴² Die zahlreichen Kommentare in der Presse belegen, wie viel Reiz und Wirkung die Gesichtsbemalungen und Gewänder der Darsteller auf die Besucher ausübten und wie genau diese beobachtet wurden.¹⁴³ Auch die Kulissen sollten möglichst pittoresk sein, wobei es neben den beeindruckenden Nachbauten von Tempeln und Gräbern vor allem die Hütten waren, die die richtige Stimmung im „Dorf“ vermittelten. Doch hier wurden inhaltliche Abstriche gemacht, beispielsweise wenn die Hütten und Requisiten feststanden, noch bevor die auftretende Truppe überhaupt angeworben wurde, oder wenn die unterschiedlichsten Völker dieser Welt die immer gleichen Hütten benutzten.¹⁴⁴ Nicht zuletzt wurde aber insbesondere an der Choreographie lange gefeilt, bis sie den Geschmack des Publikums traf. Darüber entschieden in der Regel aber nicht die Darsteller selbst, sondern das war Aufgabe eines Europäers. So verlieh der Basler Zoodirektor Hagmann 1880 in einem Brief an den Impresario Möller seiner Hoffnung Ausdruck, dass der Gruppenbegleiter Stüber *„die Nubier bis zur Hieherkunft etwas geschult u. denselben ihre Aufgabe in Europa mehr klar gemacht“*¹⁴⁵ haben würde. Über die oben bereits erwähnten „Dahome-Amazonen“ hieß es in der *Deutschen Kolonialzeitung* gleichermaßen:

auch die Presse spricht ausdrücklich Karl May, seine Figuren und die *Indianer-Romantik* an, vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 143.

¹⁴² Die Dinka waren 1894 orientalisch kostümiert, die „Amazonen“ trugen 1890 Phantasiekostüme und den Bella Coola kaufte man an der Westküste Vancouvers vor der Abfahrt noch schnell Kostüme, vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 156. Die Ashanti mussten offenbar möglichst leicht bekleidet im Wiener Tiergarten herumlaufen, vgl. Altenberg, Ashantee, S. 14–15.

¹⁴³ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 145; Stadler, Von „schlangengewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“, S. 80.

¹⁴⁴ Vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 73; Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 145.

¹⁴⁵ Vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 70.

*In ihrem Leben haben sie keine Ahnung von einem Gewehr oder Säbel gehabt, sondern sind von ihrem Impresario in Hamburg ungefähr wie unsere Rekruten gedrillt worden. In ihrer Heimat leben die Leute vom Schiffeentladen und Kohletragen.*¹⁴⁶

Selbstverständlich durfte das Publikum nicht merken, dass es sich bei den Darbietungen um einstudierte Tätigkeiten handelte.¹⁴⁷ Als Hagenbecks Somali 1895 in London auftraten, stellte die Presse umgehend deren Natürlichkeit und Authentizität den Darbietungen einer Wild-West-Truppe Buffalo Bills gegenüber, die zeitgleich in London auftrat und dabei anscheinend zu sehr an Requisitenkammer und Schauspiel erinnerte.¹⁴⁸ Ebenso problematisch verhielt es sich mit Truppen, die bereits zu sehr akkulturiert waren und die erwartete Lebensweise nicht überzeugend darstellen konnten. Die indischen Hausangestellten, die Hagenbeck 1878 für eine „Hindu“-Schau anwarb, bereiteten dieselben Probleme wie die Neukaledonier, die 1931 in Hamburg auftraten: Schon bei ihrer Ankunft waren sie westlich gekleidet und ihre Aufgaben in der Schau konnten sie gar nicht erst richtig erfüllen. Während die einen nur mit Mühe und Not beispielsweise einen Elefantensattel herstellten konnten, kenterte bei den andern das selbstgebaute Boot bereits beim Stapellauf.¹⁴⁹

¹⁴⁶ Strauch, Franz: Zur Frage der Ausfuhr von Eingeborenen aus den deutschen Kolonien zum Zwecke der Schaustellung. In: Deutsche Kolonialzeitung 1900, S. 500.

¹⁴⁷ Wobei diese Bemerkung auf professionelle indische Gaukler oder marokkanische Akrobaten sicherlich nicht zutrifft. Bei ihnen kann man aber wohl davon ausgehen, dass das Publikum sie nicht als alltägliche Erscheinung verstand, sondern sie richtig als zirkusähnliche Ausnahmeerscheinungen einordnen konnte.

¹⁴⁸ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 141.

¹⁴⁹ Zu den indischen Hausangestellten vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 144–145; Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 189–190; zu den Neukaledoniern von 1931 vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 151; Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 39.

4.6 *Reaktionen*

Dass diesen Schauen kein Erfolg beschieden war, zeigt, dass das Publikum ganz klare Erwartungen an die Inszenierung stellte. In aller Regel schafften es die Veranstalter aber, den Besuchern gute und gefällige Unterhaltung zu bieten. Die Schauen hatten prinzipiell ein erfolgreiches Konzept, das den Leuten zusagte und dem Großteil sehr gut gefiel – auch wenn es freilich hier und da Misserfolge gab. Dass die Besucher von ihren Erlebnissen beeindruckt waren, zeigt sich an den Reaktionen sowohl während der Schauen als auch in der Presse. Natürlich enthielten die Zeitungsartikel eine Fülle von unterschiedlichen Meinungen, doch lässt sich bei der ungeheuren Menge an Druckerzeugnissen, die sich mit Völkerschauausstellungen beschäftigten, ein positiver Grundtenor feststellen, und das unabhängig vom politischen Spektrum.¹⁵⁰ Gewollt abwertende Kommentare und Beleidigungen waren äußerst selten, viel eher lässt sich vielen Journalisten ein ernsthaftes Interesse nachweisen, wenn diese zum Beispiel über die Schau hinaus noch Informationen zu Sprache, Geschichte und Kultur der Ausgestellten lieferten. Diese Ausführungen waren jedoch nie neutral und objektiv, sondern bewerteten die „fremden“ Völker immer gemessen an den Maßstäben europäischer Kultur und europäischen (technischen) Fortschritts, wobei das Überlegenheitsgefühl selbst in positiven Bewertungen in Form von Paternalismus oder Sendungsbewusstsein seinen Ausdruck fand. Daneben kam es durchaus vor, dass die „exotischen“ Völker als fröhliche, bedürfnislose Gesellschaften idealisiert und romantisiert wurden.

Kritik an den Völkerschauausstellungen war sehr selten und zielte in der Regel nicht auf die Schauausstellungspraxis an sich ab, sondern auf inhaltliche Elemente, die Umstände der Schauausstellung oder das Verhalten des Publikums.¹⁵¹ Die Kritik findet sich zu einem großen Teil auch nicht in den Zeitungen wieder, sondern in literarischen

¹⁵⁰ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 195 und S. 224–225; Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 122–132; Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 137–142. Die folgenden Ausführungen basieren auf Stadler, *Von „schlangengewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“*.

¹⁵¹ Vgl. hierzu ausführlich Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 195–225.

Werken, Lebenserinnerungen und privaten Schriftstücken. Dass in den Schauen viele Dinge gefälscht oder übertrieben inszeniert waren, wurde selbst in der Presse öfters angesprochen und satirisch beleuchtet. Sich hingegen in die Darsteller hineinzusetzen, gelang anscheinend deutlich weniger Besuchern; Peter Altenberg stellt hier eine ziemliche Ausnahme dar.¹⁵² Explizite Kritik an der Schaustellungspraxis lässt sich jedenfalls kaum finden, selbst die christlich-konservativen Kreise, die 1837 noch die Gleichstellung des Menschen mit dem Tier verurteilt hatten, störten sich in den 1880ern nur noch an den sittlichen und gesundheitlichen Gefahren für die Darsteller. Das Klima sei schlecht für ihre Gesundheit und in Europa würden sie moralisch verdorben, insbesondere, wenn man sie zwingt, heidnische Bräuche aufzuführen.¹⁵³

Dass jedoch diese Form des „Menschenhandels“ und der „Menschenausstellung“ grundsätzlich die Würde der Menschen verletzt, meinten nur wenige.¹⁵⁴ Und selbst dann standen Überlegungen wie die folgende oft im Vordergrund:

*Am Traurigsten ist, dass die Gebildeten und die Presse für solchen Menschenhandel noch Reklame machen, ja gefühllos zusehen, wie an Unmündigen – denn das sind diese Wilden – eine langsame, aber sichere Tortur vollzogen wird.*¹⁵⁵

Auf denselben Punkt zielte der chilenische Gouverneur ab, der 1878 die Ausfuhr von „Feuerländern“ nicht erlaubte,

*da die Feuerländer [...] aus ihrer Heimat herausgerissen würden, ohne daß es möglich wäre, ihnen weder den Zweck noch die Dauer ihrer Reise zu erklären.*¹⁵⁶

¹⁵² Zu Altenberg vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 187–198.

¹⁵³ Zu diesem Meinungswandel vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 123–126.

¹⁵⁴ Vgl. Dreesbach, Gezähmte Wilde, S. 222–223; Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 128–129.

¹⁵⁵ Der Weinländer vom 04.03.1882, zitiert nach Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 18–19.

¹⁵⁶ Schreiben des Gouverneur von Magallanes, Carlos Wood, an den chilenischen Außenminister, vom 09.03.1878, ins Deutsche übersetzt von G. Eißenberg, zitiert nach Eißenberg, Entführt, verspottet und gestorben, S. 108.

Zudem seien solcherlei Veranstaltung nur „*gewinnsüchtige Spekulationen, bei denen das Leben dieser Unbeholfenen auf's Spiel gesetzt wird*“¹⁵⁷. Nach beiden Aussagen waren die Ausgestellten vor allem Opfer, denen die Europäer helfen mussten.¹⁵⁸

Dass der stereotypisierenden Inszenierungsweise der Schauen zum Trotz nicht wenige Beobachter dennoch Überraschungen erlebt haben, darf an dieser Stelle freilich nicht unerwähnt bleiben. Nicht nur Aussagen wie „*die Somalis haben fast nichts von der Häßlichkeit des Negers an sich, [...] ihr Gesichtsausdruck ist überraschend intelligent*“¹⁵⁹ zeugen von einer gewissen, neu erworbenen Einsicht. Auch die Journalisten, die 1925 in Zürich dramatische Szenen bei der Beerdigung eines Senegalesen erwartet hatten, verließen nach einer kurzen, ruhigen und respektvollen Zeremonie beschämt den Friedhof.¹⁶⁰ Ihr Vorurteil hatte sich nicht bestätigt, die erlebte Szene entsprach nicht dem Klischee. Aus diesen Beispielen jedoch zu schließen, dass der direkte Kontakt mit den „Exoten“ dazu beitrug, Stereotypen zu widerlegen, würde sicherlich zu weit gehen, denn solch eine oberflächliche Begegnung führte viel eher dazu, Vorurteile noch mehr zu bestärken.

Festzuhalten ist aber immerhin, dass das Publikum diesen Kontakt von sich aus gesucht hat. Wer eine Völkersausstellung besuchte, hatte sich in jedem Fall schon mal entschieden, seine 50 Pfennig nicht in eines der vielen anderen Vergnügungsetablissemments der Zeit zu investieren. Bei einem Gehalt von 55–75 Mark – wie es beispielsweise die meisten Arbeiter in Berlin erhielten – oder bestenfalls 100 Mark im Monat waren die Völkerschaustellungen für das großstädtische Proletariat sicher nicht die erste Wahl.¹⁶¹ Im Fall der Schweiz stehen anderen Bezugsgrößen für einen Vergleich bereit: Für die 60 Rappen beispielsweise, die man 1880 in Zürich für

¹⁵⁷ Ebd.

¹⁵⁸ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 225.

¹⁵⁹ *Allgemeine Zeitung* vom 28.09.1889, zitiert nach Stadler, Von „schlangewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“, S. 98.

¹⁶⁰ Vgl. Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 118.

¹⁶¹ Für die monatlichen Einkünfte in Berlin um 1900 vgl. Lange, Annemarie: *Das Wilhelminische Berlin. Zwischen Jahrhundertwende und Novemberrevolution*. Berlin 1980, S. 69.

die „Nubier-Karawane“ zahlen musste, hätte man drei Liter Milch, ein Kilo Kirschen oder 18 Salatköpfe kaufen können.¹⁶² Dass viele Besucher Völkerschaustellungen sogar mehrmals aufsuchten, belegen die verbilligten Eintrittspreise, die beispielsweise in Wien den Stammgästen, man nannte sie *Habitués*, gewährt wurden.¹⁶³ Ob der mehrmalige Besuch nun wirklich daran lag, dass man sich erst an das „exotische“ Dekor gewöhnen musste, bevor man die Schau genießen und verstehen konnte,¹⁶⁴ oder ob es einfach an der guten Unterhaltung lag, sei dahingestellt.

In jedem Fall versuchten die Besucher – und eher selten auch die Darsteller –¹⁶⁵ auf die vielfältigste Art und Weise, zum Gegenüber Kontakt aufzubauen. Dies war aber in der Regel von den Veranstaltern nicht gewollt und wurde so durch zwei Dinge erschwert: Vor allem in der Anfangszeit der Schausstellung waren die Besucher und die Darsteller immer durch eine Umzäunung voneinander getrennt. Je mehr sich aber das Konzept des „Eingeborenendorfes“ durchsetzte, desto mehr schwanden auch die räumlichen Barrieren. Waren bei den Singhalesen in Wien 1884 noch niedrige Zäune und gespannte Seile zu sehen, entfielen diese Hindernisse bei den Aschanti 1896 bereits ganz und ermöglichten den Besuchern anscheinend sogar den Eintritt in die Hütten der „Eingeborenen“.¹⁶⁶

Doch selbst bei dieser räumlichen Nähe konnte kein wirklicher Austausch stattfinden, denn für gewöhnlich wurden die Darsteller gerade so ausgewählt, dass sie keine europäische Sprache be-

¹⁶² Vgl. Brändle, *Wildfremd*, hautnah, S. 31.

¹⁶³ Vgl. Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 81.

¹⁶⁴ Aus diesem Grund riefen jedenfalls die Zeitungen 1885 zum mehrmaligen Besuch der Singhalesen in Zürich auf, vgl. Brändle, *Wildfremd*, hautnah, S. 49.

¹⁶⁵ Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 152 nennt das Beispiel eines jungen Dinkas, der sehr auf das Publikum zuing; ansonsten hatte die Kontaktaufnahme offenbar eher nur das Ziel, um Geld zu bitten.

¹⁶⁶ Zu den Indern vgl. Schwarz, *Anthropologische Spektakel*, S. 76. Bei den Aschanti musste das Personal die Besucher am Abend angeblich gar aus den Hütten herausholen, vgl. ebd., S. 142–145. Für den Zoo in Basel schienen die Umzäunungen hingegen noch bis 1922 üblich zu sein, vgl. Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 58–59.

herrschten. Heinrich Leutemann schrieb in seiner Lebensbeschreibung Carl Hagenbecks 1887:

*Sodann ist es stets von Vortheil für den ungestörten Verlauf solcher Vorführungen gewesen, wenn das Publikum sich mit diesen Vertretern fremder Völker nicht unterhalten konnte [...].*¹⁶⁷

Um den Kontakt zu vermeiden oder zumindest zu kontrollieren, waren die Ausgehverbote teilweise sogar vertraglich festgehalten und Besuche in der Stadt, die es ja auch zu Werbezwecken oder zum Einkaufen häufig gab, nur in Begleitung von Europäern erlaubt.¹⁶⁸ Dass diese Regelungen spätestens in den 1920ern oder 1930ern lockerer gehandhabt wurden bzw. nicht mehr galten, zeigen die Erinnerungen John G. Hagenbecks, der zum Beispiel ausführlich von einem jungen Inder berichtet, der zeitweise für ihn die Einkäufe in der Stadt erledigte oder aber sein eingenommenes Geld abends umgehend in Cafés und Kabarettis ausgab.¹⁶⁹

Wenn es also trotz allem Begegnungen und Berührungen gab, fand das bei den Beobachtern viel Aufmerksamkeit.¹⁷⁰ Die Ausgestellten scheinen dabei anfangs etwas scheuer gewesen zu sein als die Besucher, die sich sehr bald angewöhnten, insbesondere den Kindern Zigaretten, Münzen, Schokolade, Bonbons und Obst zuzustecken. Daraus scheint sich sehr früh eine recht lästige und offene, häufig belegte und kritisierte Art des Bettelns entwickelt zu haben, die John G. Hagenbeck aber auf das Verhalten des Publikums zurückführte, das die Kinder zu stark verwöhnte und zum Betteln regelrecht animierte – worauf diese aus eigenem Antrieb nie gekommen wären.¹⁷¹

¹⁶⁷ Zitiert nach Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 64.

¹⁶⁸ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 114; Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 84.

¹⁶⁹ Vgl. Hagenbeck, Mit Indiens Fahrendem Volk, S. 113–122.

¹⁷⁰ Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 93 schreibt, dass es den Zeitungen in Basel sogar Wert war, zu berichten, dass die Ausgestellten den Besuchern die Hand drückten oder nach Feuer fragten.

¹⁷¹ Vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 94; Hagenbeck, Mit Indiens Fahrendem Volk, S. 123–126 und S. 132–133. An der gleichen

Für das Publikum waren aber eben diese Geschenke eine gute Möglichkeit, mit den Darstellern mitunter sogar in körperlichen Kontakt zu kommen. Das Interesse an den Begegnungen lässt sich vielfach belegen, so nicht nur, wenn sich bei Ankunft und Abfahrt der Truppen ein Menschaufmarsch bildete, sondern auch wenn die Einheimischen die Absperrungen stürmten oder nachts um das Ausstellungsgelände streiften und auf ein Gespräch oder ein Treffen hofften.¹⁷² Regelmäßig scheinen sich sogar Liebespaare gebildet zu haben und so mussten die Veranstaltungsorte *„jeden Abend in allen Winkeln nach liebende Paaren durchgesucht werden, wenn geschlossen wurde“*¹⁷³.

Vor allem das Interesse der „weißen“ Frauen an den fremden Männern wurde oft hervorgehoben. Hagenbeck berichtete von einem Nubier, der *„wahre Verheerungen in den Herzen europäischer Damen“*¹⁷⁴ anrichtete und auch Jacobsen sprach in seinen Lebenserinnerungen von dem *„krankhaften plötzlichen Verlieben etliche junge Mädchen, und auch Frauen in solche braune Gesellen“*, wofür sich anscheinend sogar der Begriff „nubiertoll“ einbürgerte.¹⁷⁵ Ähnlich verhielt es sich bei den Singhalesen und „Indianern“. Die Frauen brachten ihren Lieblingen Geschenke¹⁷⁶ oder versuchten gar, den Truppen hinterher zu reisen. Zwar gibt es genügend Belege dafür, dass auch die „weißen“ Männer sich von den „Exotinnen“ sehr angezogen fühlten, so zum Beispiel von den Samoanerinnen, Aschanti oder Singhalesinnen,¹⁷⁷ doch die umgekehrte Konstellation wurde

Stelle kritisiert Hagenbeck übrigens, dass es eine Schande gewesen sei, was den Kindern alles angeboten wurde.

¹⁷² Vgl. Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 48–52; Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 114–119.

¹⁷³ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 118.

¹⁷⁴ Hagenbeck, Von Tieren und Menschen, S. 99.

¹⁷⁵ Zitiert nach Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 117.

¹⁷⁶ So erhielt der Inder Bandiya von seinen Bewunderinnen beispielsweise *„goldene Ringe, Armbänder, hübsche Oberhemden, Schlipse, seidene Taschentücher“*, vgl. Hagenbeck, Mit Indiens Fahrendem Volk, S. 75.

¹⁷⁷ Zu den Samoanerinnen vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 89–90; zu den Singhalesinnen vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 88 (auch Abbildung 24, S. 90); zu den Aschanti vgl. ebd., S. 169–178 (dort auch viele Karikaturen).

als viel skandalöser angesehen. Frauen wurde nicht nur ihre laxen Sexualmoral vorgeworfen, sondern auch, dass sie sich nicht genug um den Fortbestand der „weißen Rasse“ sorgten.¹⁷⁸

Diese erotische Anziehungskraft der „Exoten“ war dem Geschäft zwar prinzipiell förderlich, wurde aber problematisch, wenn die Besucher zu zudringlich wurden. Marquardts Samoanerinnen beispielsweise wurden

*unanständig berührt, zum Cognac- und Biertrinken animiert und geradezu zur Widersetzlichkeit aufgefordert [...]. Es war wiederholt vorgekommen, dass Herren auf Andrängen Marquardt's aus dem Panoptikum ausgewiesen werden mussten, weil sie Mädchen unanständig berührt hatten.*¹⁷⁹

Bei den Aschanti in Wien wiederum sorgten unsittliche Berührungen sogar für Prozesse, weil die Darsteller sich wehrten, wenn sie gezwickt, liebkost oder angefasst wurden. Da sie einem Begleiter die „glänzende“, „sammtweiche“ Haut der „Häuptlingsfrau“ zeigen wollte, hob eine Besucherin einfach das Tuch der betreffenden Frau hoch und betaste ihren Körper.¹⁸⁰ Tumultartige Szenen und selbst Angriffe auf die Schaustellungsteilnehmer gab es ebenfalls immer wieder, sie nahmen anscheinend mit dem steigenden Alkoholkonsum der Besucher und unter Umständen auch mit dem stetig steigenden Anteil an „Proletariern“ im Publikum zu.¹⁸¹

Ganz anders ging es freilich zu, wenn Adelige und andere Persönlichkeiten die Darsteller zu sich nach Hause einluden oder Festivitäten zu Ehren der „Exoten“ ausgerichtet wurden. Wenn auch die Unbeholfenheit der fremden Gäste meist im Zentrum der Auf-

¹⁷⁸ Vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 174.

¹⁷⁹ Das Kleine Journal vom 17.05.1897, zitiert nach Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 90.

¹⁸⁰ Vgl. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 154–155.

¹⁸¹ Zu einem Tumult bei den „Feuerländern“ 1881 in Berlin vgl. Eißengerger, Entführt, verspottet und gestorben, S. 153. 1889 wurden Steine ins Ausstellungsgelände geworfen, vgl. Stadler, Von „schlangengewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“, S. 92. Schwarz, Anthropologische Spektakel, S. 155 und S. 202 meint, deutliche Unterschiede in der Reaktion des eher bürgerlichen Publikums der Singhalesen-Schau von 1884 gegenüber der des Massenpublikums bei den Aschanti 1896/1897 zu erkennen.

merksamkeit stand und für viel Erheiterung sorgte, bezeugen doch sowohl die Einladungen selbst als auch die teils detaillierten und wohlwollenden Schilderungen das beredte Interesse der Gastgeber.¹⁸² Dass solche Anlässe genauso gut wie Konflikte und Liebesaffären bestens zu Werbezwecken genutzt werden konnten, versteht sich von selbst.

¹⁸² Vgl. Thode-Arora, *Für fünfzig Pfennig um die Welt*, S. 119–121.

5 Das Geschäft mit dem Fremden in Frankreich

Die bisherigen Ausführungen treffen weitestgehend auch auf die Gruppen zu, die von 1877 an im Pariser *Jardin zoologique d'acclimatation* auftraten; unter anderem deshalb, weil der Zoo in den ersten Jahren die meisten Truppen von Carl Hagenbeck übernommen hatte.¹⁸³ Weitere Veranstalter werden in der Forschungsliteratur nie explizit genannt, nur hier und da stößt man auf Namen wie Waalen, La Paix,¹⁸⁴ (Willy) Möller, Marquardt, Lind und Maklitz oder auf Organisationen wie die *Société coloniale française*.¹⁸⁵ In jedem Fall kann man davon ausgehen, dass die Abläufe denen in Deutschland stark glichen, waren doch der Rahmen, die Darstellung und die Rezeption der Schauen ziemlich exakt dieselben: Sie blieben meist nur einige Wochen vor Ort, Tiere gehörten zu den Truppen in aller Regel dazu, das Show-Element wurde betont und der Kontakt zwischen Besuchern und Darstellern durch räumliche und sprachliche Barrieren unterbunden. Auch die Wissenschaft war in Paris mit von der Partie, vor allem die *Société d'anthropologie de Paris* untersuchte die Teilnehmer und fasste die Ergebnisse in den *Bulletins de la Société d'anthropologie de Paris* oder aber in populärwissenschaftlichen Zeitschriften wie *La Nature* zusammen.¹⁸⁶

So sehr diese Veranstaltungen denen in Deutschland auch glichen, in einem Punkt unterschieden sie sich stark: im Ausmaß. Anders als in Deutschland, wo solcherlei Schauen in allen größeren Städten zu sehen waren, tourten die Truppen, die im Pariser *Jardin*

¹⁸³ Ein Blick in die Tabelle bei Bergogniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 69 ergibt, dass in den ersten 15 Jahren elf von 18 Truppen in Paris von Hagenbeck „gemietet“ wurden.

¹⁸⁴ Waalen brachte 1881 „Fuégiens“ und La Paix 1882 „Indiens Galibis de Guyane“ nach Paris, vgl. Coutancier, Benoît/Barthe, Christine: „Exhibition“ et médiatisation de l'Autre: le Jardin zoologique d'acclimatation (1877–1890). In: Bancel, *Zoos humains*. S. 306–314, hier S. 307.

¹⁸⁵ Die Namen sind zu finden bei Bergogniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 63–68.

¹⁸⁶ Zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit und zur Veröffentlichung der Ergebnisse vgl. Boëtsch, Gilles/Ardagna, Yann: *Zoos humains*. Le „sauvage“ et l'anthropologue. In: Bancel, *Zoos humains*. S. 55–62; Béguet, Bruno (Hrsg.): *La science pour tous*. Sur la vulgarisation scientifique en France de 1850 à 1914. Paris 1990, S. 71–95.

d'acclimatation gezeigt wurden, für gewöhnlich nicht durch Frankreich. Sie riefen zwar regelmäßig ein großes Medienecho in den landesweit verbreiteten Zeitungen und Zeitschriften hervor und erreichten so unzählige Menschen in der ganzen Republik. Letztlich waren sie aber doch nur dem Pariser Publikum und einigen reiselustigen Provinzbewohnern persönlich zugänglich. Viel größere tatsächliche Verbreitung fand die Zurschaustellung von „Exoten“ in Frankreich hingegen im Rahmen von Welt-, Kolonial- und Regionalausstellungen. Nicht nur die Pariser Weltausstellungen, die sowieso ein internationales Millionenpublikum anzogen und in den wichtigsten Zeitungen monatelang ausführlich thematisiert wurden, präsentierten in beträchtlichen Ausmaßen „fremde“ Völker. Auch auf den Messen und Ausstellungen in Städten wie Bordeaux, Lille, Auxerre und Amiens bekam man westafrikanische „Eingeborenendörfer“ zu sehen, wobei diese in der Provinz fast ausschließlich von privaten Unternehmern organisierte wurden. Über die allermeisten dieser Veranstaltungen wurde zwar nur in den Regionalzeitungen berichtet, doch boten sie wegen ihrer breiten regionalen Streuung, ihrer Häufigkeit und ihrer längeren Verweildauer vermutlich viel mehr Menschen im Land die Möglichkeit zum direkten Kontakt mit den „Exoten“ als es der *Jardin d'acclimatation* tat.

Dass sich die vorliegende Untersuchung vor allem auf diese „afrikanischen Dörfer“ außerhalb von Paris beziehen wird, liegt nicht etwa daran, dass sie als Phänomen grundsätzlich anders einzuschätzen sind als die auf den großen Welt- und Kolonialausstellungen präsentierten afrikanischen und annamitischen „Dörfer“, kambodschanischen Tanzgruppen oder „arabischen Straßen“. Sie alle hatten insbesondere den Zweck, Besucher anzuziehen, ganz unabhängig davon, ob sie offiziell oder privat organisiert waren oder ob ihnen hier und da eine stärkere kolonialpropagandistische Motivation nachzuweisen ist. Das besondere Augenmerk auf den *villages sénégalais* der kleineren Städte ist vielmehr auf Grund ihrer Bedeutung für die französische Provinz gerechtfertigt: Sie fanden dort einfach die größte Verbreitung. Es ist daneben aber auch der momentan noch sehr lückenhaften bzw. sehr spezialisierten Forschung geschuldet, denn die Vorführungen von Asiaten, Südseein-

sulanern und Nordafrikanern haben bisher weder hinsichtlich der Organisation noch der Darstellung die Aufmerksamkeit der Historiker gefunden.¹⁸⁷ Auch bezüglich der „afrikanischen Dörfer“ auf den großen Welt- und Kolonialausstellungen muss angemerkt werden, dass die einfachen Tageszeitungen aus Paris und Marseille bisher offensichtlich kaum berücksichtigt fanden, sodass insbesondere die Rezeption dieser Ausstellungen durch die Besucher und Journalisten weitestgehend unbekannt ist. Die folgenden Ausführungen müssen sich daher leider in weiten Teilen auf die in der Provinz präsentierten privaten Truppen aus Französisch-Westafrika beschränken, immer im Wissen und mit der Befürchtung, unter Umständen unvollständig zu sein. Soweit möglich werden aber auch die Welt- und Kolonialausstellungen ihren Platz finden.

5.1 *Die Legitimierung der Veranstaltungen*

Nationale Gewerbeschauen wurden in Frankreich bereits seit der Französischen Revolution immer wieder abgehalten, mit der ersten internationalen Ausstellung 1851 in London brach jedoch ein neues Zeitalter an.¹⁸⁸ Die Ziele, die sich die Veranstalter damals setzten und die für alle folgenden Weltausstellungen gültig blieben, waren, den Frieden zwischen den Völkern, die Bildung, den Handel und den Fortschritt zu fördern. Die (industriellen) Erzeugnisse der Völker der Welt sollten zusammengetragen und in einem friedlichen Wettstreit verglichen werden, um so aufzuzeigen, wo die Menschheit in ihrer industriellen und künstlerischen Entwicklung stand.

¹⁸⁷ Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 9 begründen dies auch mit der Menge des Materials und dass sie schließlich irgendwo anfangen mussten. Sie hoffen aber, dass das Thema künftig mehr Beachtung findet. Die Tatsache, dass so gut wie alle „Dörfer“ in der Provinz Senegalesen ausstellten, ist ja auch zugegebenermaßen recht außergewöhnlich und rechtfertigt eine eingehende gesonderte Beschäftigung. Hinzu kommt, dass diese „Dörfer“ bis dato von der Forschung meist völlig übersehen wurden, es galt also, Grundlagenarbeit zu leisten.

¹⁸⁸ Zu Geschichte und Idee der Weltausstellungen vgl. Kretschmer, Winfried: *Geschichte der Weltausstellungen*. Frankfurt a. M./New York 1999; Greenhalgh, Paul: *Ephemeral vistas. The Expositions Universelles, great exhibitions and world's fairs, 1851–1939*. Manchester 1988, S. 3–26.

Dass es hierbei letztlich doch zu starker Konkurrenz unter den einzelnen ausstellenden Ländern kam, ist nicht weiter verwunderlich, denn jede Nation wollte dem Ausland und auch der eigenen Bevölkerung ihre Größe und ihren Fortschritt vor Augen führen. Dabei wurden nicht nur Objekte wie Maschinen, Erfindungen und Importwaren, sondern zunehmend auch Menschen für das nationale Kräfteressen herangezogen.

Insbesondere für die Länder mit Kolonialreichen war die Einbeziehung der „Eingeborenen“ ihrer Kolonien eine gute Möglichkeit, ihre Überlegenheit zu beweisen.¹⁸⁹ Die Vorführung einiger „halbzivilisierter Wilder“ aus anderen Kontinenten veranschaulichte nicht nur die Größe des jeweiligen Kolonialreiches, sondern betonte sowohl den Fortschritt der westlichen Welt als auch die vermeintliche Notwendigkeit bzw. die ersten Erfolge der europäischen Zivilisationsbemühungen in Übersee. Außerdem passten die „Exoten“ wunderbar zum enzyklopädischen Anspruch der Weltausstellungen, die das gesamte Wissen und Schaffen der Zeit präsentieren wollten. Die Anthropologie war Ende des 19. Jahrhunderts als Disziplin gerade im Aufstieg begriffen und wie alle anderen wissenschaftlichen Objekte auch ließen sich die (außereuropäischen) Menschen nun als Repräsentanten ihrer jeweiligen „Rasse“ sammeln, ordnen, bewerten und ausstellen. Die Besucher wiederum sollten bei ihrem Rundgang etwas über die „fremden“ Völker und deren Aussehen, Geschichte und Lebensweise lernen. Des Weiteren warben die „Exoten“ für den Handel mit den Kolonien, sie betonten die wirtschaftliche Rolle der Überseegebiete, sollten zum Kauf von Produkten und Rohstoffen anregen und garantierten letztlich auch die Echtheit der gezeigten Produkte. Nicht zuletzt dienten die Menschen aus Übersee aber auch als Attraktion, die das zahlende Publikum anziehen und unterhalten sollte. Dieser Aspekt ist bei den Kosten, die die Ausstellungen den Organisatoren verursachten, nicht zu überschätzen.

¹⁸⁹ Zur Beteiligung von „Exoten“ an Weltausstellungen vgl. Benedict, Burton: *Rituals of representation: Ethnic stereotypes and colonized peoples at world's fairs*. In: Nancy Gwinn/Robert W. Rydell (Hrsg.): *Fair representations. World's fairs and the modern World*. Amsterdam 1994. S. 28–61; Greenhalgh, *Ephemeral vistas*, S. 82–111.

Die unabhängigen Staaten, die an den Weltausstellungen teilnahmen, konnten für gewöhnlich selbst entscheiden, wie sie ihren Pavillon gestalten und inwiefern sie ihn mit Menschen „beleben“ wollten. Während die Schweden 1867 in Paris lediglich lebensechte Trachtenpuppen bei der Verrichtung der unterschiedlichsten Tätigkeiten ausstellten, konnte man im ägyptischen „Okel“, das heißt in der Karawanserei, Händlern und Handwerkern – darunter sogar einem Barbier – beim Arbeiten zusehen oder im Palais des Beys von Tunis Kaffee trinken und tunesischen Musikern beim Spielen zuhören.¹⁹⁰ Welche Völker nun in den Sektionen der Kolonien in welcher Form präsentiert wurden, hing einerseits vom Stand der Expansion des jeweiligen Mutterlandes ab, andererseits aber auch vom Willen und den Möglichkeiten der Verantwortlichen. In Frankreich versuchte man zumindest bei allen großen Ausstellungen, das Kolonialreich möglichst vollständig abzubilden, wobei man von der bloßen Produkt-Schau immer mehr zur Völker-Schau überging. Während 1867 nur Handwerker aus Algerien auf der Ausstellung vertreten waren, wurden 1889 neben dem annamitischen Theater und der Pagode von Angkor Wat erstmals – von offizieller Seite organisierte – „Eingeborenendörfer“ nachgebaut, die in unterschiedlicher Anzahl Menschen aus Neukaledonien, Chochinchina, Gabun, Kongo und Senegal präsentierten. Insbesondere das senegalesische „Dorf“, das mit seinen Hütten, Werkstätten, Nutztieren und seiner Moschee alle typischen Elemente späterer „Eingeborenendörfer“ besaß, läutete damit die Epoche der französischen *villages indigènes* ein.

Nach dem Erfolg dieser Inszenierung erkannten einige private Unternehmer die Gewinnmöglichkeiten, die die Symbiose von Kolonialuntergebenen und Ausstellungen bot, und offerierten wenige Jahre später den kleineren Städten Frankreichs ihrerseits *villages indigènes*. Regionale Messen und Ausstellungen hatte es zwar schon das ganze 19. Jahrhundert hindurch gegeben, aber sie nahmen wieder an Wert zu, je mehr sich die Weltausstellungen von Industrie- zu Kulturausstellungen mit deutlichem Vergnügungs-

¹⁹⁰ Zu Schweden, Ägypten und Tunesien vgl. Rimmel, Eugene: *Recollections of the Paris exhibition of 1867*. London 1868, S. 205–207, S. 238 und S. 242–243.

charakter entwickelten. Die Industrie konnte sie nicht mehr als Austauschplattform nutzen und sie waren zu häufig und zu teuer, sodass kleinere Fachmessen wieder an Bedeutung gewannen.¹⁹¹ In gleicher Weise bemängelten einige Zeitgenossen, dass auch die kolonialen Sektionen der Weltausstellungen zu sehr auf Vergnügen setzen und die wirklichen Ziele vernachlässigt würden, weshalb sie für eigene Kolonialausstellungen plädierten, auf denen nur das eine Thema im Zentrum stand.¹⁹²

Die Befürchtungen, die 1901 in Deutschland zum Anwerbeverbot von „Eingeborenen“ zu Schaustellungszwecken führten, scheint man in Frankreich offensichtlich nicht gehabt zu haben, der Nutzen von „ethnographischen Ausstellungen“ wurde ganz im Gegenteil regelmäßig von verschiedensten Seiten betont. Der Direktor des *Jardin colonial*, Jean Dybowski, beschrieb 1907 in einem Artikel in *L'Illustration* die Vorgehensweise der *Société de colonisation* bei der Kolonialausstellung in Nogent-sur-Marne wie folgt:

*Car les organisateurs de l'exposition n'ont pas voulu l'enfermer dans l'austère programme d'une leçon ennuyeuse. C'eût été suivre une méthode démodée. L'exposition est essentiellement moderne et avant tout attrayante. Et c'est pour atteindre ce but qu'à côté des pavillons officiels, [...], se groupent dans la forêt, dans les fourrés compacts les huttes des indigènes de chacune de nos possessions d'outre-mer.*¹⁹³

¹⁹¹ Kretschmer, Geschichte der Weltausstellungen, S. 118 meint, schon 1878 machten sich die Ermüdungserscheinungen der Aussteller bemerkbar und jene zogen den Nutzen der Ausstellungen in Zweifel. Spätestens die Ausstellung in Chicago 1893 machte dann die Entwicklung hin zum Vergnügungsspektakel deutlich, vgl. S. 135. Nach dem „*échec relatif*“ von 1900 schließlich kam die (französische) Industrie überein, dass kleinere, billigere und spezialisierte Ausstellungen besser wären, vgl. Bergougniou, Jean-Michel: *Le village sénégalais à l'exposition internationale d'Amiens* 1906. In: *Bulletin de la société des antiquaires de Picardie*, 1. Trimester 1999, S. 175–208, hier S. 177.

¹⁹² Vgl. Schneider, *An empire for the masses*, S. 192–193. Schneider zitiert hier Joseph Chailley-Bert, den Begründer der *Union Coloniale Française*, der 1900 bereits zehn Tage nach Beginn der Weltausstellung einen Artikel in der *Quinzaine coloniale* verfasste und seine Kritik an der Ausstellung äußerte.

¹⁹³ Dybowski, Jean: *L'exposition du bois de Vincennes*. In: *L'Illustration* vom 18.05.1907.

Selbst auf der Kolonialausstellung 1906 in Marseille, wo man sich explizit vom Unterhaltungscharakter der vorausgehenden Ausstellungen distanzierte und ganz besonderen Wert auf die wirtschaftliche Rolle der Kolonien und die Wissenschaftlichkeit der Ausstellung legte, wurde das „sudanesische Dorf“ – mit seinem angegliederten Bauernhof – als *„la leçon de choses la plus vivante, la plus animée, en même temps la plus instructive, qui se puisse imaginer“*¹⁹⁴ hervorgehoben. Auffällig ist in jedem Fall, dass bei diesen wie bei anderen Ausstellungen nicht der Staat selbst die Veranstaltungen organisierte – die offiziellen Stellen beschränkten sich meist auf ideelle und finanzielle Unterstützung, ergriffen aber selten die Initiative –, sondern koloniale Gesellschaften wie die *Union Coloniale Française*, Wirtschaftsinteressenverbände, private Unternehmen oder die Lokalverwaltung.¹⁹⁵

Nun hatten Städte wie Clermont-Ferrand und Limoges natürlich weder den Anspruch noch das nötige Budget, um auf ihren National- und Regionalausstellungen das gesamte Kolonialreich Frankreichs zu präsentieren, dennoch sahen sie meist koloniale Sektionen vor, denn auch den Handel mit Übersee galt es vorzustellen und zu fördern. Wenn also französische Impresarios den kleinen und großen Provinzstädten ein „Eingeborenendorf“ anboten, bekamen sie nicht selten eine Zusage, da die Beteiligung einiger *indigènes* einerseits einen ertragreichen Besucherstrom versprach und andererseits bestens zum Anspruch der meisten Gewerbeschauen passte, auch in kolonialen Dingen zu belehren. Der Bericht zur Ausstellung 1896 in Rouen fasste diese Motivation wie folgt zusammen:

¹⁹⁴ Depincé, Ch.: Une belle manifestation coloniale. In: La Quinzaine coloniale vom 25.04.1906.

¹⁹⁵ So bestätigen das auch Schneider, An empire for the masses, S. 197 und Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 2 und S. 24. Zum *Parti colonial*: Grupp, Parti colonial français und deutsche Kolonialbewegung; Andrew, Christopher M./Grupp, Peter/Kanya-Forstner, Alexander S.: Le Mouvement colonial français et ses principales personnalités, 1890–1914. In: Revue française d'histoire d'outre-mer 229 (1975), S. 640–673; Ageron, Charles-Robert: France coloniale ou parti colonial? Paris 1978.

Depuis quelques années les Colonies tiennent une large place dans les préoccupations nationales et internationales ; perdues dans le lointain et vaguement entrevues du public, elles sont le sujet de discussions passionnées.

*Il n'est donc pas inutile, quand on le peut, de donner à l'opinion, comme éléments d'appréciation, des faits et des choses.*¹⁹⁶

Speziell in Bezug auf das „Dorf“ betonte der *Guide officiel de l'exposition* ferner, dass das Spektakel in gleichem Maße unterhaltsam wie lehrreich sei und dass das Leben derart realistisch dargestellt würde, dass man das direkt *wissenschaftlich* nennen könne.¹⁹⁷

Die „Exoten“ sollten bei ihrer Tätigkeit aber nicht nur das Publikum bilden, sondern auch sich selbst. Im Bericht zur Ausstellung 1911 in Roubaix hieß es diesbezüglich:

*Les demandes d'engagement pour Roubaix ayant été fort nombreuses, il [Aimé Bouvier, Anmerkung der Verfasserin] opéra une sélection méticuleuse, de façon à ne retenir que les sujets les plus habiles, les types les plus sains et les plus intelligents, les familles les plus dévouées, non seulement pour donner plus d'intérêt à son attraction, mais encore pour que les conséquences logiques [...] fussent plus largement garanties.*¹⁹⁸

Was mit den „conséquences logiques“ gemeint war, präziserte der Bericht an anderer Stelle:

*On peut croire aussi que ces gens qui rentrent chez eux avec un certain pécule sont des agents précieux de colonisation et qui ne peuvent que répandre autour d'eux des légendes merveilleuses sur l'état de civilisation, sur la beauté des voies, des monuments et des institutions françaises.*¹⁹⁹

¹⁹⁶ Garnier, Eugène: Exposition nationale et coloniale de Rouen 1896. Rapport général. Rouen 1899, S. 8–9, zitiert nach Montaigne, Jean-Marc: Rouen 1896. Les villages africains de l'Exposition Coloniale. Rouen 2004, S. 12.

¹⁹⁷ Vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 50 und S. 53.

¹⁹⁸ Zitiert nach Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 136.

¹⁹⁹ Zitiert nach ebd., S. 246.

Die Franzosen hatten sich bei ihrer Kolonialisierung schließlich der *mission civilisatrice* verschworen, das heißt, sie wollten ihre kolonialen Untergebenen aus Unwissenheit, Aberglaube und Sklaverei befreien.²⁰⁰ Das hoffte man unter anderem damit zu erreichen, dass man ihnen die Größe der europäischen Zivilisation vor Augen führte. Beeindruckt vom Fortschritt und vom Lebensstil der Europäer würden die „Eingeborenen“ zu Hause in den Kolonien anschließend alles dafür tun, genauso leben zu können. Nicht zuletzt war damit aber auch die Erwartung verbunden, dass sie den Wunsch entwickelten, französische Gewerbeprodukte zu kaufen.

5.2 Gut gewählt ist halb gewonnen

Das „Eingeborenendorf“ musste sich also (zumindest vordergründig) gut in das Gesamtkonzept von Arbeit, Produktion und Handel einfügen lassen und zudem eine gute Zugnummer sein. Mit diesen Rahmenbedingungen im Hinterkopf könnte man versuchen zu erklären, warum es fast immer Truppen aus Senegal waren, die in den französischen Provinzstädten „Dörfer“ belebten.²⁰¹ Wenn man die stereotypen Großgruppen betrachtet, in die die Zeitgenossen die Bewohner des französischen Kolonialreiches für gewöhnlich einteilten, passten von den Afrikanern, Arabern und Asiaten die Afrikaner, speziell die Senegalesen, nämlich am besten ins Konzept.²⁰²

Zum Stereotypeninventar der Araber, das heißt in unserem Fall der Tunesier, Marokkaner, Algerier, Ägypter und einiger Wüstenbewohner wie der Tuareg, gehörte das Bild des Kriegers und des fanatischen Muslims. Sie galten als ebenso stolz wie mysteriös und hatten eine alte Kultur, die Menschen erwiesen sich für die Franzo-

²⁰⁰ Zur kolonialen Doktrin vgl. Girardet, Raoul: *L'idée coloniale en France de 1871 à 1962*. Paris 1972, S. 46–50; speziell zur zivilisatorischen Überlegenheit vgl. ebd., S. 89–93.

²⁰¹ Interessanterweise stellen Bergougniou, Clignet und David in *Villages noirs* diese Frage gar nicht!

²⁰² Die Ausführungen zu den Stereotypen folgen Hale, Dana S.: *Races on display. French representations of colonized peoples 1886–1940*. Bloomington (IN) 2008.

sen letztlich aber als undurchdringbar.²⁰³ Betrachtet man zum Beispiel die Darstellung von nordafrikanischen Truppen auf den „arabischen Straßen“ der Weltausstellungen, so waren neben den Cafés und Basaren vor allem der (oft hocherotische) Bauchtanz, das Kamel- oder Eselreiten und die beeindruckenden Fassaden konstituierende Elemente. Reiter und Kampfspiele betonten bisweilen den ungezähmten, kriegerischen Charakter: das Spektakel stand bei diesen Völkern klar im Vordergrund.²⁰⁴ Man kann sich also gut vorstellen, dass sie für eine kleine, seriöse Ausstellung von Produkten und Industrien in der Provinz mitunter zu anzüglich oder zu wild gewesen sein könnten. Tatsächlich scheint es zwar auch außerhalb von Paris hier und da mal eine *Rue du Caire* oder eine *Rue d'Alger* gegeben zu haben,²⁰⁵ die Frage mag aber erlaubt sein, ob es beim recht begrenzten Budget der Veranstalter überhaupt möglich war, das für gewöhnlich so viel beschworene orientalische Ambiente dieser Straßen erfolgreich nachzuahmen.

²⁰³ Diesem Bild stand auf der anderen Seite die Idee der modernen, fruchtbaren Region entgegen, als die man Nordafrika gerne sehen wollte, vgl. Hale, *Races on display*, S. 53. Die kontroversen Diskussionen um die Inszenierungsweise bei der Ausstellung 1900 deuten aber darauf hin, dass man sich Nordafrika noch nicht widerspruchsfrei als Musterbeispiel für den französischen Einfluss vorstellen konnte und der undurchdringbare, mysteriöse Charakter immer noch eine wichtige Rolle spielte.

²⁰⁴ Vgl. David, Philippe: Le „village noir“ de l'exposition d'Auxerre en 1908. In: *Bulletin de la société des sciences historiques et naturelles de l'Yonne* 130 (1998), S. 337–356, hier S. 349. Beim (nord-)afrikanischen „Dorf“ in Bordeaux gab es 1907 sogar ein Bassin mit Krokodilen und auf den Fotos sind die Männer mit Speeren abgebildet, vgl. Lozère, Christelle: *Bordeaux colonial 1850–1940*. Bordeaux 2007, S. 151–153. Auch auf den Weltausstellungen sind Reiter-schauen arabischer Truppen belegt, vgl. Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 144–146; Troi, Van Tran: *L'éphémère dans l'éphémère: la domestication des colonies à l'Exposition universelle de 1889*. In: *Ethnologies* 29 (2007), S. 143–169, hier S. 152–153.

²⁰⁵ Diese „arabischen Straßen“ werden sonst nie erwähnt. Ein Mann namens Brunel machte aber um 1900 mit solchen „Straßen“ Werbung für sich, vgl. David, Philippe: *Les „villages noirs“ aux expositions de Brest de 1901, 1913 et 1928 en histoire et en images*. In: *Les cahiers de l'Iroise* 177 (1998), S. 49–59; 178 (1998), S. 59–69, hier 177, S. 50. Außerdem finden sich im Bildtafelteil von Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs* einige Fotos mit tunesischen und algerischen Handwerkern (ohne Seitenzahl oder Bildnummer).

Nicht ganz unwichtig waren aufwendige Kulissen auch für die Inszenierung der Asiaten, das heißt der Annamiten, Cochinchinesen, Kambodschaner, Laoten und Tonkinesen. Ihnen schrieb man reiche Traditionen und Kulturen zu, die so große Leistungen hervor gebracht hatten wie den Tempel von Angkor Wat, der von 1878 bis 1931 auf keiner großen Ausstellung in Frankreich fehlte.²⁰⁶ Sie erreichten auch in anderen Bereichen hohes künstlerisches Niveau und so war ein annamitisches Theater fast genauso häufig in Frankreich zu sehen wie die anmutigen kambodschanischen Tänzerinnen. Dass sie darüber hinaus als fleißig, arbeitsam, talentiert, geduldig, sanft und gefügig angesehen wurden – *„on se laisse pas d’admirer l’ingéniosité, l’industrie, la patience des indigènes d’Anoi“*²⁰⁷ –, passte ganz wunderbar auf eine Gewerbeschau, war jedoch für ein Spektakel, das die Massen anziehen sollte, nicht das Richtige. Der Bericht zur Ausstellung von Rouen 1896 erklärt das wie folgt: *„[L]e noir était toujours bien porté, mais l’Asiatique de l’Extrême-Orient paraissait moins recherché ; ces petits hommes industriels ne sont pas assez bruyants“*²⁰⁸. Sie machten also nicht genügend Aufsehen! Dass sie zu schüchtern und zurückhaltend waren, meinte auch ein Beobachter 1895 in Bordeaux:

*[L]es jaunes Asiatiques aux petits yeux clignotants, [...], ces Indochinois, chétifs, remuants, fuyants, et tous, avec leur imberbe visage ridé, semblables à des vieilles femmes.*²⁰⁹

Sie waren nicht nur kontaktscheu, sondern auch bartlos und verunzelt wie alte Frauen, einige Franzosen fanden sie auf den ersten

²⁰⁶ Vgl. Ruscio, Alain: Du village à l’exposition: les Français à la rencontre des Indochinois. In: Bancel, Zoos humains. S. 267–274. Für die Welt- und Kolonialausstellungen wurden extra zahlreiche Künstler nach Frankreich gebracht, damit sie die Pavillons der Sektion Indochina dekorierten. Dazu auch einige Bilder in L’Illustration vom 10.03.1900 und vom 28.04.1900, außerdem vom 21.04.1894.

²⁰⁷ Petite Gironde 1895, zitiert nach Lozère, Bordeaux colonial, S. 96.

²⁰⁸ Garnier, Eugène: Exposition nationale et coloniale de Rouen 1896. Rapport général. Rouen 1899, S. 40, zitiert nach Montaigne, Rouen 1896, S. 12.

²⁰⁹ Un passant: Les villages exotiques à l’exposition. In: Société philomathique (Hrsg.): L’Exposition de 1895, zitiert nach Lozère, Bordeaux colonial, S. 96–97.

Blick gar abstoßend: „*Ces jaunes [...] inspirent d'abord un certain sentiment de répulsion.*“²¹⁰

Viel eher dem europäischen Schönheitsideal bzw. dem Bild eines „richtigen Mannes“ scheinen hingegen die Afrikaner entsprochen zu haben. Von ihnen sagte ein Autor in Bordeaux, sie seien „*de beaux noirs lippus, dévoilant à demi, sous leurs draperies souples, leurs corps magnifiques comme un bronze vivant [...] indolents et superbes*“²¹¹. Ihr Körper stand im Mittelpunkt, sie waren prächtig und schön anzusehen, aber eben auch stumpfsinnig. Im 19. Jahrhundert war man von der „rassischen“ und moralischen Minderwertigkeit der Afrikaner überzeugt; die Jahrhunderte der Sklaverei und der industrielle Fortschritt hatten ihr Übriges dazu beigetragen, das Überlegenheitsgefühl der Europäer zu zementieren. Wenn die Afrikaner auch stark, schön und stets fröhlich waren, so blieben sie demnach doch primitiv und geistig immer im Kindesalter stecken. Sie waren gleichermaßen faul wie schmutzig, galten zudem als kriminell und benötigten die (französische) Zivilisation, um aus ihrer wilden Natur befreit zu werden. Nun hatten die Senegalesen, insbesondere die Wolof, bereits seit einigen Jahrhunderten Kontakt zu den Europäern und so konnte Louis Rousselet 1889 sagen:

*Le Ouolof est assurément le plus civilisé des noirs sénégalais ; d'abord, parce qu'il a été avant tous autres en contact avec nous ; ensuite, parce qu'il est très intelligent, très laborieux et très Français.*²¹²

Die Senegalesen sollten ein Vorbild für alle anderen Afrikaner sein, sie waren weder faul noch schmutzig und sie zeigten vermeintlich, welchen Einfluss die französische Zivilisation auf ihr Leben und ihre Produktivität hatte.²¹³ Sie waren schon lange befriedet, treue Untergebene und nahmen als Infanteristen (*tirailleurs*) sogar an

²¹⁰ Rousselet, Louis: L'exposition universelle de 1889. Paris 1890, S. 132.

²¹¹ Un passant: Les villages exotiques à l'exposition. In: Société philomathique (Hrsg.): L'Exposition de 1895, zitiert nach Lozère, Bordeaux colonial, S. 96.

²¹² Rousselet, L'exposition universelle, S. 143.

²¹³ Rousselet, L'exposition universelle, S. 146 betont, dass die Frauen unentwegt Wäsche wuschen, weil die „Neger“ gerne frische Kleidung trugen.

den Eroberungszügen der Franzosen in Afrika teil.²¹⁴ Da sie außerdem, der gängigen Vorstellung nach, für ihr Leben gerne tanzten, kontaktfreudig waren und auch sonst noch recht unterhaltsame Sitten hatten, waren sie wie geschaffen für Schaustellungen im Rahmen von Messen und Ausstellungen.

Bei ihrer Inszenierung stand weder die Architektur noch das Spektakuläre im Vordergrund, die Senegalesen zeigten beim Arbeiten, Beten, Kochen und Spielen vor ihren pittoresken Hütten vielmehr das alltägliche Leben und Wirtschaften einer afrikanischen Gesellschaft. Damit entsprachen sie sowohl den Vorstellungen der Veranstalter, die ja für sich beanspruchten, insbesondere die Arbeitsweise der „Eingeborenen“ zu zeigen – *„Ne s’attachant pas seulement à l’exhibition des individus eux-mêmes, le but des organisateurs est de montrer l’industrie et l’art en cours des indigènes“*²¹⁵ –, als auch den Erwartungen des Publikums, das sich in erster Linie für die Lebensgewohnheiten der Menschen interessierte. Dass das Treiben im „Dorf“ die *mœurs et coutumes*, also die Sitten und Gebräuche seiner Bewohner sehr gut darstelle, wurde nicht umsonst in so gut wie allen Berichten, Programmheften und Kommentaren der Zeit erwähnt.

Bei der Auswahl der „Exoten“ scheinen im Rahmen von Regionalausstellungen folglich andere Kriterien angelegt worden zu sein als bei den Schauen des Typs Hagenbeck, aber auch andere Kriterien als auf den Welt- und Kolonialausstellungen. Dort verfügten die Organisatoren zum einen über mehr Geld und konnten somit größere Anlagen bauen und vielleicht sogar begabtere bzw. professionelle Künstler anwerben – man denke etwa an das annamitische Theater oder die kambodschanischen Tänzerinnen –, zum anderen

²¹⁴ „Ils [Wolof und Lébou, Anmerkung der Verfasserin] se sont frottés aux Européens, connaissent quelques mots de français et sont fidèles à notre drapeau planté depuis deux siècles dans leur pays. Ils fournissent la majeure partie des tirailleurs sénégalais et se lèvent en masse quand il s’agit d’aller se battre au loin et conquérir le Dahomey ou Madagascar.“ (Regnault, Félix: Exposition ethnographique de l’Afrique occidentale au Champ-de-Mars à Paris. In: La Nature 1895, 2. Semester, S. 183–186, hier S. 183.)

²¹⁵ Catalogue de l’exposition (1895 in Bordeaux), zitiert nach Lozère, Bordeaux colonial, S. 97.

waren sie mehr auf die vollständige Repräsentation des Kolonialreiches bedacht, selbst wenn die darzustellenden Völker nicht unbedingt den Anforderungen entsprachen, die sonst kommerziellen Schaustellungen zugrunde gelegt wurden.

Weiter darf man auch nicht übersehen, welche Rolle die Geschäftsbeziehungen und die Verkehrsanbindungen in die jeweiligen Regionen insbesondere für die privaten Unternehmer gespielt haben. Die Schausteller hatten in erster Linie Beziehungen nach Westafrika, einzig Ferdinand Gravier bot zusätzlich annamitische Truppen an, er hatte als vielgereister Angehöriger der Marine aber auch die besten Chancen gehabt, Kontakte nach Südostasien zu knüpfen. Die Beziehungen zu Senegal bestanden schon sehr lange und es gab regelmäßige Schiffsverbindungen, die Dakar mit Le Havre, Marseille oder Bordeaux teils in weniger als zehn Tagen verbanden.²¹⁶ Nach Indochina oder Madagaskar hingegen musste man für die Überfahrt einen ganzen Monat einplanen.

Nicht zuletzt trugen die senegalesischen *chefs de village* bei der Anwerbung und Kontrolle der Truppen eine große Verantwortung. Ob es diese autoritären und respektierten Clanchefs als Ansprechpartner in anderen Kulturen schlichtweg nicht gab, müsste eine eigene Untersuchung herausfinden, fest steht jedoch, dass sie eine wichtige und verlässliche Stütze bei der Durchführung der Schauen waren. Auch aus rein praktischen Gründen sprach also vieles für die Anwerbung westafrikanischer Völker, sie waren einfach besser verfügbar und die Netze besser ausgebaut.

Dass beispielsweise der Impresario Gravier 1895 in Bordeaux zum letzten Mal Annamiten anbot, obwohl er noch über zehn Jahre im Völkerschaustellungsgewerbe aktiv war, zeigt, dass er sich damit nur nach dem Geschmack des Publikums richtete, dem die Asiaten anscheinend nicht entsprochen haben. Ab den 1890er Jahren waren in Frankreich – neben den immer gut gehenden Senegalesen – insbesondere Völker aus jenen Regionen gefragt und aktuell, deren Eroberung die französische Bevölkerung in den Zeitungen und Zeitschriften mitverfolgt hatte und die nun dem Kolonialreich

²¹⁶ Barbier beschrieb 1896 die elftägige Rückreise – mit Pause – von Le Havre nach Dakar, vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 143. Die Strecke Bordeaux–Dakar muss also in weniger als zehn Tagen zu schaffen gewesen sein.

frisch einverleibt wurden oder werden sollten. Als sich beispielsweise 1896 zu den Senegalesen in Rouen noch eine Truppe aus Madagaskar gesellte, erklärte das der Impresario Joannès Barbier mit den Worten:

*Au moment où la grande Ile de Madagascar vient d'être déclarée possession française, nous avons pensé qu'il serait du plus haut intérêt d'en faire connaître les types et mœurs des principales races. [...] C'est après de nombreuses difficultés et non sans danger, la pacification étant encore incomplète, que nous avons pu ramener en France un certain nombre de familles Malgaches.*²¹⁷

In ähnlicher Weise griff Marie Gravier das öffentliche Interesse an den Expeditionen und Eroberungskämpfen Frankreichs auf, als sie 1907 nach eigenem Bekunden erstmals eine Gruppe Tuareg nach Frankreich holte. Bezüglich ihrer vorausgehenden Unternehmungen sagte sie:

*Nous avons déjà produit depuis quelques années, à Paris, tout ce que l'Afrique semblait pouvoir donner : des Algériens, des Sénégalais, des Soudanais, des Dahoméens, des Congolais, et c'était d'autant plus facile que ces tribus sont ou civilisées ou déjà frottées de civilisation et que le recrutement en était assez aisé.*²¹⁸

Die Tuareg hingegen waren den Kontakt mit den Franzosen, insbesondere mit Frauen, kaum gewohnt, sie waren sehr misstrauisch und feindselig und konnten angeblich erst zum Mitkommen überredet werden, als Gravier ihnen androhte, notfalls ihre Tiere alleine nach Europa zu bringen und überall zu verbreiten, sie selbst seien zu feige gewesen. Nun hatten die Tuareg und Madagassen in Frankreich unbestrittenen Neuheitswert, doch sowohl Gravier als auch Barbier könnten die schwierigen Umstände der Anwerbung zu Werbezwecken übertrieben haben. Der Leser erhielt in jedem Fall

²¹⁷ Letzte Seite des Guide de l'exposition, zitiert nach Montaigne, Rouen 1896, S. 66.

²¹⁸ Gravier, Marie: Comment j'ai ramené les Touareg du Sahara. In: Journal des voyages vom 07.07.1907, S. 91.

unweigerlich den Eindruck, eine neu und seltene Attraktion geboten zu bekommen.

Die kriegerischen Wüstenvölker entsprachen zugegebenermaßen nicht der typischen Darstellungsweise der Afrikaner in den „Eingeborenendörfern“, sondern gehörten viel eher in die Kategorie „Araber“, auch wenn sie häufig Teil von so genannten *villages noirs* waren. Das eigentliche Ziel der „Dörfer“ war es, das alltägliche Leben und Arbeiten seiner Bewohner authentisch vorzuführen, weshalb zum Beispiel möglichst viele Familien rekrutiert wurden. Der Übersetzer und *chef de village* des „Dorfes“ in Lyon, Ibrahim Briam, ließ 1894 im *Guide bleu du visiteur de l'Exposition de Lyon* beispielsweise vermelden, dass man ein echtes Dorf „*absolument tel qu'il est*“ zeigen wollte und dass man dafür „*tous nos noirs, avec leur père, ou leur mère, leurs femmes ou leurs enfants*“ mitgebracht hatte.²¹⁹ Dass der überwiegende Teil der Darsteller muslimischen Glaubens war, stellte vermutlich kein eigenes Auswahlkriterium dar, selbst wenn die Religion wichtiger Bestandteil der Inszenierung war, sondern war einfach den Verhältnissen in der Bevölkerung geschuldet. Alkoholprobleme, wie sie bei den Indern und „Indianern“ immer wieder befürchtet wurden, gab es somit bei den Senegalesen nicht, lediglich die Madagassen hatten diesbezüglich mit einem schlechten Ruf zu kämpfen.²²⁰

Neben der Tatsache, dass die Teilnehmer möglichst gute Repräsentanten ihres Volkes bzw. ihrer „Rasse“ sein sollten,²²¹ war vor allem wichtig, dass sie Berufe hatten, die in einem solchen „Dorf“ gut vorgestellt werden konnten; speziell die Handwerker wurden anscheinend auch am besten bezahlt.²²² Ein paar Musiker, Tänzer

²¹⁹ *Guide bleu du visiteur à travers l'Exposition de Lyon 1894*, S. 147, zitiert nach Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 170.

²²⁰ Die sieben Todesfälle in der rund 60-köpfigen Gruppe, die 1896 in Frankreich auftrat, wurden von der Presse unter anderem auf den zu hohen Alkoholkonsum zurückgeführt, der die Personen geschwächt hatte, vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 139.

²²¹ Gravier zum Beispiel hatte Bordeaux „*les plus beaux spécimens de la race noire et de la race jaune*“ versprochen, vgl. Lozère, *Bordeaux colonial*, S. 96.

²²² Das *Journal de la Vienne* informierte seine Leser am 06.07.1899 darüber, dass „*les Noirs exerçant un métier sont ceux qui reçoivent les plus forts appointements*“, zitiert nach Bergogniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 133.

und Ringer gehörten neben den Handwerkern ebenfalls dazu, außerdem ein Marabout und ein Griot. Die *chefs de village* wurden bereits mehrmals erwähnt, auch sie waren für die westafrikanischen „Dörfer“ in aller Regel unverzichtbar. Sie leiteten und kontrollierten nicht nur die ganze Truppe, sondern waren wegen ihrer meist recht guten Französischkenntnisse die ersten Ansprechpartner für die Honoratioren, die Presse und selbst für die „normalen“ Besucher. Die Truppen erreichten bis zuletzt nicht selten eine Größe von weit über 100 Personen, doch auch Schauen mit nur 30 Teilnehmern wurden veranstaltet.²²³ Wie Spektakel dieser Größenordnung überhaupt organisiert wurden, soll im nächsten Abschnitt Thema sein.

5.3 Die Organisation des Besuches

Während man in Deutschland einer großen und zum Teil außerordentlich aktiven Gruppe von Veranstaltern und Werbern gegenübersteht, wurde das Geschäft mit den *villages indigènes* in Frankreich lediglich von einer Hand voll Personen professionell betrieben, von einigen darunter sogar nur ein paar Jahre lang. Unter den wenigen Unternehmern, die uns heute noch namentlich bekannt sind, haben sich besonders das Ehepaar Ferdinand und Marie Gravier, Joannès Barbier, Aimé Bouvier und Fleury Tournier sowie Jean-Alfred Vigé hervorgetan. Teils alleine, teils auch zusammen haben sie von den 1890ern bis 1928 überwiegend westafrikanische „Eingeborenendörfer“ in Frankreich präsentiert.²²⁴ Dass Ferdinand

²²³ „Dorfatmosphäre“ kommt bei zehn Teilnehmern einfach noch nicht auf. Je mehr Hütten und „Exoten“ vorhanden waren, desto echter wirkte es. Aus den unterschiedlichen Artikeln von *I&M* stammen folgende Zahlen als Beispiele: Paris (1889): 13 Personen aus Neukaledonien, 20 aus Kongo und Gabun, ca. 30 aus Senegal, Lyon (1894): 160, Rouen (1896): 120 (angekündigt: 180), Nantes (1904): 120, Orléans (1905): 90, Bordeaux (1907): 80, Auxerre (1908): ca. 36, Brest (1913): 38.

²²⁴ Ihren Biographien und Leistungen sind fast ausschließlich aus Zeitungsartikeln und Programmheften rekonstruierbar, vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 115–131. Gravier ist dabei der einzige, der auch allerhand andere Truppen im Programm hatte, nicht nur Menschen aus Nordafrika, sondern auch Annamiten, Zulu und Aschanti.

Gravier als ehemaliger Mechaniker der Marine und Joannès Barbier als Händler und (ebenfalls im Auftrag der Marine?) Reisender einen gewissen Kontakt zu den betreffenden Regionen hatten, Beziehungen aufbauen und Truppen für ihre Schauen selbst anwerben konnten, ist nicht weiter überraschend. Das Gleiche gilt für die Kolonialbeamten und die Händler, die mit einer Konzession versehen für die großen Ausstellungen Truppen zusammenstellten; sie lebten in den Überseegebieten oder fuhren regelmäßig hin.²²⁵ Ziemlich verwunderlich hingegen ist, dass selbst Vigé, ein Handelsvertreter in der Lebensmittelbranche, sowie Bouvier und Tournier, über deren Berufe nichts weiter bekannt ist, ohne nachweisbare Afrikaaufenthalte derartige Schauen professionell organisieren konnten.

Diese Veranstalter griffen offenbar auf (einheimische) Werber zurück, doch auch diejenigen, die für gewöhnlich ihre Truppen selbst organisierten, ließen sich von Leuten wie Jean Thiam oder einem Mann namens Ibrahim bei der Anwerbung in Senegal helfen:

*C'est au Sénégal que M. le Directeur [Ferdinand Gravier, Anmerkung der Verfasserin] fait son choix par l'intermédiaire de son chef fidèle Thiam [...]. Arrivé au Sénégal, Thiam parcourt le pays en tous sens, se préoccupant surtout de trouver des Noirs dont les mœurs, le caractère, les habitudes de vie et de travail présentent toutes garanties.*²²⁶

Dass die eben genannten Senegalesen als *chefs de village* wiederholt zu den Ausgestellten selbst gehörten, sei an dieser Stelle schon einmal erwähnt. Wie schwer es für die nicht-offiziellen, auf eigene Rechnung arbeitenden französischen Veranstalter war, die Zustimmung der Behörden zu bekommen, vor allem, wenn sie nicht

²²⁵ Hale, Dana S.: L'„indigène“ mis en scène en France, entre exposition et exhibition (1880–1931). In: Bancel, Zoos humains. S. 315–322, hier S. 316 nennt zum Beispiel den Händler Paul Beer aus Indochina, der 1900 eine Theatergruppe organisierte, oder die *Société de vulgarisation et attractions algériennes*, die sich aus französisch-algerischen Geschäftsmännern zusammensetzte. 1889 stellte der Expeditionsleiter Français Avinenc persönlich eine Gruppe aus Kongo/Gabun zusammen, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 74.

²²⁶ Journal de la Vienne vom 06.07.1899, zitiert nach Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 132.

selbst vor Ort waren, ist auf Grund der Quellenlage nicht immer eindeutig zu sagen, von Problemen ist aber soweit nie die Rede, eher im Gegenteil. In den französischen Kolonien gab es zwar ganz allgemeine Ausreisebeschränkungen, um die Arbeitskraft im der Kolonie zu erhalten, nach einem persönlichen Gespräch mit dem Gouverneur und dem Hinterlegen einer Kautions jedoch war das Anwerben von Einheimischen durchaus möglich und offensichtlich konnte man dabei immer wieder auf die direkte und ausdrückliche Unterstützung von einigen Politikern und Persönlichkeiten zählen. Anders lässt sich sonst wohl auch nicht erklären, dass Vigé zehn Jahre lang jedes Jahr eine Truppe von Senegalesen für einen Sommer nach Frankreich holte.²²⁷

Senegal stellte sowieso in mancherlei Hinsicht eine Besonderheit dar. Während man auf den Welt- und Kolonialausstellungen in Paris, Marseille und Lyon sogar über die französischen Kolonien hinaus die verschiedensten Völker dieser Welt sehen konnte, traten in der Provinz neben einigen wenigen Nordafrikanern – Gravier hatte zunächst Marokkaner, Algerier und Sudanesen aus Timbuktu, später auch Tuareg „im Angebot“ – eben hauptsächlich Truppen aus Senegal auf.²²⁸ Nicht ohne Grund war *village sénégalais* als Bezeichnung fast genauso gebräuchlich wie die allgemeineren Termini *village indigène*, *noir* oder *nègre*. Unter den *Sénégalais* sind hier jedoch nicht die Bewohner der ganzen damaligen Kolonie zu verstehen, sondern primär die an der Küste lebenden Völker der Wolof und Lébou, die die große Mehrheit der Truppenmitglieder stellten. Sie hatten im Übrigen einen ganz außergewöhnlichen Status: Geboren in einer von Senegals *quatre communes* Gorée, Dakar, Saint-Louis oder Rufisque waren die meisten von ihnen französische Staatsbürger. Die Tatsache, dass sie, wie alle anderen Franzosen auch, zum Beispiel Abgeordnete wählten und zum Wehrdienst eingezogen wurden, beeinflusste natürlich auch ihr Selbstverständ-

²²⁷ Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 135–136 nennen als Beispiel senegalesische Politiker, die die Anwerbung von Einheimischen zu Ausstellungszwecken tatkräftig förderten, auch Lozère, *Bordeaux colonial*, S. 97 spricht von Bürgermeister in Dakar und in Tonkin, die die Ausreise unterstützten.

²²⁸ Vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 85–86 und S. 117.

nis und ihr Auftreten. Sie erhielten in ihrem „Dorf“ in der Regel nicht nur Besuch von senegalesischen Honoratioren, sondern ließen es sich beispielsweise 1894 nicht nehmen, mit einer kleinen Delegation an der Beerdigung des ermordeten Präsidenten Carnot in Paris teilzunehmen.²²⁹ Wie sich im Folgenden zeigen wird, war ihre Darstellung dementsprechend anders als die von anderen Völkern.

Was nun aber bei allen Truppen gleich war, war dass ihre Aufgaben vor der Abfahrt vertraglich genau geregelt wurden.²³⁰ Wenn die Teilnehmer dann auch noch geimpft und mit Pässen ausgestattet waren, fuhren sie in aller Regel mit dem Schiff nach Frankreich, wo sie mindestens 3, wenn nicht sogar 5–6 Monate blieben. Auch die „Vermietung“ der Truppen, Europa-Tourneen und selbst Auftritte in den USA kamen vor,²³¹ für gewöhnlich blieben die Truppen aber für die ganze Dauer einer Ausstellung in einer Stadt, wo sie dann in einem „Dorf“ auf dem Ausstellungsgelände den Tag und in der Regel auch die Nacht verbrachten.

Die „Dörfer“ lagen auf den kleinen Regionalmessen oft neben anderen Vergnügungsetablissemments wie Restaurants, Theatern, Casinos oder Wasserrutschen, waren dann trotz allem aber gesonderte Bereiche, die mit Palisaden, Brettern oder Hecken umgeben und abgetrennt waren. Auf den Welt- und Kolonialausstellungen befanden sie sich in der Regel in direkter Nähe zu ihren jeweiligen Länderpavillons. Den Eingang bildete meist ein riesiges Tor, an dem neben dem Titel *village sénégalais* bei Bedarf auch Neuigkeiten wie Säuglingsgeburten angekündigt werden konnten. Gegen ein Eintrittsgeld von 0,5 bis 1 Franc erhielt man Zutritt zum Gelände, auf dem gekocht, gearbeitet, verkauft, gebetet, unterrichtet, getanzt und gebadet wurde. Doch nicht nur das Planschen im aufgestellten Schwimmbecken bescherte den (jugendlichen) Darstellern manch-

²²⁹ Vgl. ebd., S. 107.

²³⁰ Der einzige erhaltene Vertrag(sentwurf) zu einer französischen Schau ist 1905 für das „Senegalesendorf“ in Lüttich aufgesetzt worden; er ist abgedruckt bei Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 204–205.

²³¹ Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 113 berichtet, dass Charles Bretagne das „Eingeborenendorf“, das 1924 in Straßburg aufgetreten war, 1925 für drei Monate von Fleury Tournier gemietet hatte.

mal Erkältungen, vielmehr traten generell immer wieder gesundheitliche Probleme auf Grund des ungewohnten Klimas auf. Eher selten waren auch Todesfälle zu verzeichnen, denen man bisweilen mit dem rechtzeitigen Heimschicken und „Austauschen“ der Darsteller vorbeugte.²³² Dass vor allem die Kinder viele Süßigkeiten zugesteckt bekamen und daher Verdauungsprobleme zu beklagen hatten, ist ebenfalls mehr als wahrscheinlich.

Dass sich ihr Aufenthalt in Europa trotz aller Unannehmlichkeiten – wie Kälte, mangelndem Komfort und einem Arbeitstag von bis zu zwölf Stunden²³³ – für die Ausgestellten rechnete, ist ziemlich sicher. Von mehreren Truppen wurde in der Presse berichtet, dass sie spätestens gegen Ende ihres Aufenthaltes zum Einkaufen in die Städte fuhren und dann, auch auf Grund der vielen Geschenke der Besucher, mit vollen Kisten nach Hause zurückkehrten.²³⁴ Zudem gab es Gruppen oder Einzelpersonen, die sich immer wieder für Schauen anwerben ließen oder selbst Leute anwarben. Die oben bereits genannten Werber, Ibrahim und Jean Thiam, spielten sowohl als Werber wie auch in ihrer Eigenschaft als *chefs de village*, das heißt als Leiter und Repräsentanten der Truppe, eine wichtige Rolle. Ibrahim, der viele Jahre bei der französischen Marine gedient hatte, und Thiam, der nicht nur Juwelier, sondern auch Lokalpolitiker aus Gorée war, wurden in der Presse mehrfach wegen ihrer Intelligenz und ihrer ausgezeichneten Französischkenntnisse gelobt. Dass Männer ihres Standes wiederholt an diesen Schaustellungen teilnahmen, lässt auf deren finanzielle Attraktivität schließen.²³⁵

²³² Zur Gesundheit vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 194–197.

²³³ Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 66 spricht von 8:00–19:30 Uhr. In Auxerre schloss das „Dorf“ erst um 22:00 Uhr, vgl. David, *Auxerre 1908*, S. 349, in Orléans (eine gewisse Zeit lang) sogar erst um 23:30 Uhr, vgl. David, Philippe: *Le „village noir“ à l'exposition d'Orléans de 1905*. In: *Bulletins de la société archéologique et historique de l'Orléanais* 119 (1998), S. 25–50, hier S. 37.

²³⁴ Von ihrem Gehalt kauften sie sich zum Beispiel Regenschirme, Uhren, Küchengeräte und Stoffe, vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 215; Montaigne, Rouen 1896, S. 136–137.

²³⁵ Zu einigen der französischen *chefs de village* vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 149–157.

Obleich man der Vollständigkeit halber anmerken muss, dass die Schauen nicht durchweg ein Erfolg waren und die Truppen manchmal auch früher als geplant oder in Missstimmung den Ort verließen, an dem sie aufgetreten waren.²³⁶ Auch andere Veranstalter konnten den Impresarios Probleme bereiten, zum Beispiel indem sie deren Kontakte für die Anwerbung ihrer eigenen Truppe ausnutzen und ihnen dann damit Konkurrenz machten.²³⁷ Nicht zuletzt aus diesem Grund war es für die Impresarios deshalb sinnvoll, sich das alleinige Recht auf derartige Attraktionen innerhalb der Ausstellung zusichern zu lassen.²³⁸

Ein Beispiel Graviers zeigt jedenfalls, dass die Veranstalter der „Dörfer“ für gewöhnlich auf ihre Kosten gekommen sind, denn obwohl etwa die Ausstellung in Auxerre 1908 insgesamt ein großes Defizit in der Stadtkasse verursacht hatte, erhielt er seine vertraglich festgelegte Bezahlung.²³⁹ Auch die Stadt Nantes konnte der Stadt Angers auf Nachfrage nur berichten, dass bei Vigés Ausstellung für die lokale Wirtschaft wenig heraus gekommen sei, er selbst aber vor allem auf Grund der angebotenen Attraktionen großen Gewinn gemacht hätte.²⁴⁰ In Zürich fragten sich die Behörden 1925 nach Bekanntwerden des finanziellen Erfolges des „Senegalesendorfes“ gar, wie sie darauf noch nachträglich Steuern erheben könnten. 75.000 Besucher innerhalb von sechs Wochen waren aber auch eine stattliche Zahl, wobei der Letzigrund in Zürich freilich ein bekannter und beliebter Veranstaltungsort war.²⁴¹ Ansonsten konnten die Zahlen je nach Stadt und Größe der Messe recht unterschiedlich

²³⁶ 1906 wollten beispielsweise Bouvier und Tournier Amiens früher verlassen als geplant, vgl. Bergougniou, Amiens 1906, S. 199–201. Auch Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 113–115 spricht von der Truppe des Herrn Bretagne, die 1925 eigentlich auf der Kolonialausstellung in Lausanne auftreten sollte, dann aber nach wenigen Wochen nach Zürich weiter zog, weil sich ein Defizit abzuzeichnen begann.

²³⁷ Vgl. Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 121 und S. 132.

²³⁸ So tat es beispielsweise Gravier 1895 in Bordeaux, vgl. Lozère, Bordeaux colonial, S. 95–96.

²³⁹ Vgl. David, Auxerre 1908, S. 352–353.

²⁴⁰ Vgl. Bergougniou, Jean-Michel: Le „village noir“ à l'exposition d'Angers en 1906. In: Archives d'Anjou 1 (1997), S. 145–158, hier S. 146.

²⁴¹ Vgl. Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 121–122.

sein: In Angers kamen 1906 innerhalb von vier Monaten mindestens 40.000 Besucher ins „Dorf“, in Bordeaux 1895 in sechs Monaten über 160.000 und in Rouen könnten es 1896 in fünf Monaten gar 300.000 Besucher gewesen sein.²⁴² Die Pariser Weltausstellungen waren natürlich Veranstaltungen eines ganz anderen Kalibers und es lässt sich unmöglich sagen, für welchen Teil der Ausstellung sich die einzelnen Besucher jeweils am meisten interessierten, doch bei 39 Millionen Eintritten im Jahr 1889 und 50 Millionen im Jahr 1900 kann man mit Sicherheit davon ausgehen, dass viele Millionen Menschen die „Exoten“ sehen wollten.

5.4 *Mit Werbung eine Menge erreichen*

Wenn man sich nun der Frage zuwendet, wie dieses Massenpublikum überhaupt angesprochen und angelockt werden sollte, fallen die relative Zurückhaltung und Bescheidenheit der Mittel auf, mit denen die „Eingeborenendörfer“ in Frankreich beworben wurden. Für die Kolonialausstellungen bemühte man sich zwar immer, die Vielfalt der Völker des Kolonialreiches auf den offiziellen Werbeplakaten zu repräsentieren, konkret die „Eingeborenendörfer“ waren dabei aber nie Thema, inhaltlich standen diese Attraktionen ja auch nicht im Zentrum der Veranstaltungen.²⁴³ Bei den Regionalausstellungen gab es bis auf wenige Ausnahmen ebenfalls keine Plakate, die die einzelnen „Dörfer“ gesondert ankündigten.²⁴⁴ Die

²⁴² Vgl. Bergougniou, Angers 1906, S. 155; Lozère, Bordeaux colonial, S. 103; Montaigne, Rouen 1896, S. 141.

²⁴³ Ein paar Plakate und Plakatentwürfe aus Paris (1931 und 1940), Marseille (1906 und 1922), Bordeaux (1923) und Straßburg (1924) sind abgebildet in Bachollet, Raymond u. a. (Hrsg.): *Négripub: l'image des Noirs dans la publicité*. Paris 1992, S. 54–58; Bancel, Nicolas/Blanchard, Pascal/Gervereau, Laurent: *Images et colonies. Iconographie et propagande coloniale sur l'Afrique française de 1880 à 1962*. Paris 1993, S. 129–134. Einzig in Lyon ist 1894 das „Eingeborenendorf“ mit einem bunten Plakat beworben worden, es ist abgebildet in Bachollet, Négripub, S. 53.

²⁴⁴ Bouvier und Tournier benutzten anscheinend das gezeichnete Konterfei einer afrikanischen Frau mit Ketten und Ohrringen, vgl. Bergougniou, Amiens 1906, S. 183. Das deutsch bedruckte Plakat zu Bouviers „Negerdorf aus dem Senegal“ 1926 in Basel, abgedruckt bei Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 165, ist vermutlich nicht in Bouviers Verantwort-

Veranstalter beschränkten sich in der Regel auf einen Hinweis, der das „Dorf“ auf dem offiziellen Plakat der Ausstellung neben den anderen Attraktionen wie dem *AMERICAN TOBOGGAN*, der *FÊTE DES FLEURS* oder dem *CONCOURS HIPPIQUE* erwähnte.²⁴⁵ Dabei wurden die Begriffe *village noir*, *village africain* und *village nègre* beliebig gegeneinander ausgetauscht, sie waren so unspezifisch, dass sie beispielsweise in Brest Susu, Fula und Malinke aus Guinea bezeichneten, in Auxerre hingegen Sudanesen aus Timbuktu, Marokkaner, Tuareg und algerische Ouled Nail.²⁴⁶ Benennungen wie *village gabonais-congolais*, *sénégalais* oder *ivorio-dahoméén* waren jedoch auch nur bedingt aussagekräftiger, denn dies waren keine Eigenbezeichnungen der Völker, sondern nur die Namen der französischen Kolonien. Ob sich dahinter letztlich Wolof, Tukulor oder Bambara verbargen, konnte der Besucher erst wissen, wenn er das „Dorf“ besuchte oder aus der Zeitung zusätzliche Informationen erhielt.

Gute Pressearbeit war für den Bekanntheitsgrad und den Erfolg der Schauen unerlässlich, die Zeitungen kündigte die Veranstaltungen schließlich an und berichtete über sie. Den Journalisten wurden deshalb nicht nur fertige Pressecommuniqués gereicht, die sie häufig wortwörtlich wiedergaben, sie waren auch immer mit von der Partie, wenn die Ausstellungen eröffnet, nur geladene Gäste eingelassen oder kulinarische Spezialitäten gereicht wurden.²⁴⁷ Des Weiteren war der Besuch des *chef de village*, etwa Jean Thiams, in den Redaktionsräumen der Lokalzeitungen eine geschickte Art,

tung entstanden, um die Werbung kümmerte sich üblicherweise der Basler Zoo selbst, vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 41. Dennoch scheint eine Art Kompromiss gefunden worden zu sein, es entspricht in seiner nüchternen Darstellung nämlich überhaupt nicht den sonst im deutschsprachigen Raum üblichen Plakaten zu Völkerschauausstellungen, es sind außer einem grinsenden Afrikaner in buntem Kostüm (vor weißem Hintergrund) weder Hütten noch Waffen noch Tiere zu sehen.

²⁴⁵ Vgl. Bergougniou, Angers 1906, S. 145.

²⁴⁶ Vgl. David, Brest, 177, S. 53–55; David, Auxerre 1908, S. 348.

²⁴⁷ In Orléans gab es zum Beispiel typischen Couscous gewürzt mit „*kari*“ und in Auxerre eine Tasse „*caouadji*“, vgl. David, Orléans 1905, S. 30; David, Auxerre 1908, S. 345.

quasi unübersehbar auf die Präsenz der „Eingeborenen“ hinzuweisen.²⁴⁸

Über die Zeitungen wurde die Bevölkerung für gewöhnlich auch darüber informiert, wann genau eine Truppe in der Stadt ankam und so konnte es vorkommen, dass, wie 1899 in Poitiers, 500–600 Personen auf den Zug mit den Afrikanern warteten.²⁴⁹ Abgesehen von etwaigen sich anschließenden Prozessionen vom Bahnhof zum Ausstellungsgelände scheint es jedoch reine Werbeumzüge durch die Stadt nicht oft gegeben zu haben. Die Veranstalter nutzen viel eher die offiziellen Paraden wie die des 14. Juli, um der Bevölkerung die „Exoten“ kurz vorzuführen und Lust auf einen Besuch zu machen.²⁵⁰ Werbeträchtige Stadtrundfahrten in offenen Equipagen (wie in Deutschland) lassen sich zwar nicht nachweisen, doch beispielsweise Gravier ließ es sich nicht nehmen, einige seiner Teilnehmer zum Pferderennen, zum Fechten oder ins Theater auszuführen.²⁵¹

Für Aufmerksamkeit und gute Presse sorgten außerdem Wohltätigkeitsveranstaltungen und spezielle Tage, bei denen das „Dorf“ den armen Menschen der Stadt vorbehalten war.²⁵² Ferner fand der Besuch von Persönlichkeiten, Lokalpolitikern und Staatsmännern sehr viel Beachtung. Neben den regelmäßig wiederkehrenden Politikern aus Senegal – Carpot, Le Bègue de Germiny, Angrand – ist an dieser Stelle vor allem der Kolonialminister Doumergue zu nennen, der 1903 das *village soudanais-sud-oranais* in Limoges höchstper-

²⁴⁸ Vgl. David, Orléans 1905, S. 31; Bergougniou, Angers 1906, S. 149–150.

²⁴⁹ Vgl. Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 162.

²⁵⁰ Die Initiative konnte dabei durchaus vom Impresario selbst kommen, etwa 1896 in Rouen, wo Barbier extra bei der Stadtverwaltung anfragte, ob er am Vorabend des Feiertags einen solchen Umzug durch die Stadt führen dürfte, vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 75.

²⁵¹ Vgl. Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 117.

²⁵² 1906 bewunderte die Presse in Amiens zum Beispiel die Marokkaner und Tukulor, die für einen guten Zweck im Casino aufgetreten waren, vgl. Bergougniou, Amiens 1906, S. 195. In Nantes gab es einen Tag, der den Armen vorbehalten war, vgl. Andrault Jean-Michel/David, Philippe: Le „village noir“ de l'exposition de Nantes de 1904 en histoire et en images. In: Annales de Bretagne et des pays de l'Ouest 102 (1995), S. 108–125, hier S. 118.

sönlich eröffnete.²⁵³ Auch ist es erstaunlich, wie viele heimische Bürgermeister und Abgeordnete die „Dörfer“ eröffneten und besuchten.

Nicht minder überraschend ist hingegen, wie wenig Bedeutung Kindern und Schulklassen beigemessen wurde. Sie zahlten zwar verbilligten Eintritt und lustige Begegnungen zwischen Kindern beider Kulturen wurden durchaus amüsiert notiert, doch ansonsten wurde dieser Gruppe in Frankreich sowohl von den Veranstaltern als auch von der Presse offensichtlich keine weitere Beachtung geschenkt. Das ist in Anbetracht der Ziele der Veranstalter etwas verwunderlich, lässt sich aber vielleicht damit erklären, dass sich Gewerbeausstellungen in ihrer Idee – anders etwa als Zoos – in keinsster Weise an Kinder wandten. Sie waren also keine erklärte Zielgruppe, was aber nicht hieß, dass man ihren Besuch nicht doch schätzte und mit billigen Tarifen förderte. Denn für Kinder waren die Veranstaltungen ebenfalls bestens geeignet, jugendfrei waren sie allemal.

5.5 *Darstellung und Inszenierung*

Wie der Begriff *village* schon sagt, basierte diese Inszenierung auf der Präsentation des alltäglichen dörflichen Lebens, das heißt des Handwerks, der Tänze, der Gesänge, der Gebete und der häuslichen Arbeiten. Natürlich gab es insbesondere auf den Welt- und Kolonialausstellungen auch reine Musik-, Tanz- und Theatertruppen oder aber Handwerker, die in kleinen Hütten vor den Pavillons ihrer jeweiligen Länder ihre Produkte anfertigten; richtigen „Dorf“- bzw. Völkerschauausstellungscharakter hatten sie aber oft nicht. Denn wenn sie auch die kulturellen Güter und traditionellen Arbeitstechniken vorstellten, so stellten sie doch nicht das soziale Miteinander dar. Selbst den „arabischen Straßen“ und den annamitischen „Dörfern“ mangelte es oft an Frauen, Kindern oder jenen Arbeiten wie dem Wäschewaschen, die eigentlich nur für den Unterhalt der Truppe bestimmt waren und nicht unbedingt vorgeführt werden sollten, in den „Senegalesendörfern“ aber doch viel Auf-

²⁵³ Zu den Lokalpolitikern aus Senegal vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 136; zu Doumergue in Limoges vgl. ebd., S. 168.

merksamkeit erregten und für Authentizität sorgten. Das mag auch der Grund sein, warum sowohl Sylviane Leprun als auch Bergoug-niou, Clignet und David bezüglich der Weltausstellung 1900 nicht von „Dörfern“ sprechen, sondern lediglich aufzählen, dass zahlreiche Handwerker und Musiker anwesend waren.²⁵⁴ Sie zeigten jeweils nur einen kleinen Ausschnitt der (vorgegebenen) Sitten und Gebräuche und ließen daher auch nicht den Eindruck aufkommen, in einem fremden Land zu sein oder ein ganzes Volk kennen zu lernen.

Die französischen „Eingeborenendörfer“ wollten ein möglichst umfassendes Bild des Lebens wiedergeben und setzten dabei nicht auf Spektakuläres, sondern vor allem auf das Handwerk und die einfachen, wiederkehrenden Elemente des Alltags. Auf den Provinzausstellungen waren die „Dörfer“ denkbar einfach gebaut. Die Hütten, selbst die Moschee, waren aus Holzbrettern und mit einem einfachen Dach aus Palmenblättern bedeckt, nur auf den ganz großen Ausstellungen machte man sich die Mühe, die typischen Lehmhütten mit den runden Strohdächern zu bauen – 1889 sogar nach sechs verschiedenen Stilen der Regionen Senegal und Sudan.²⁵⁵ Größere, repräsentative und architektonisch aufwendigere Bauten wie Moscheen im sudanesischen Stil, Forts oder Paläste wurden ebenfalls lediglich für die Welt- und Kolonialausstellungen in Paris und Marseille nachgebildet.²⁵⁶ Der Besucher konnte jedenfalls hier wie dort mit einer Broschüre in der Hand durch ein völlig offenes „Dorf“ spazieren, dabei sogar einen Blick hinein in die Hütten werfen und sich ansonsten nach Belieben das Treiben der Afrikaner anschauen:²⁵⁷

²⁵⁴ Vgl. Bergoug-niou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 78–79; Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 172.

²⁵⁵ Vgl. David, Philippe: *Villages, sujets et visiteurs coloniaux à l'exposition universelle de Paris (1889)*. In: Papa Samba Diop/Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.): *Littératures et sociétés africaines. Regards comparatistes et perspectives interculturelles. Mélanges offerts à János Riesz à l'occasion de son soixantième anniversaire*. Tübingen 2001. S. 187–198, hier S. 189; Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 161.

²⁵⁶ Vgl. Bergoug-niou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 143.

²⁵⁷ Der Inhalt einer solchen Broschüre wird bei Bergoug-niou, Amiens 1906, S. 183–191 nicht wörtlich, aber zumindest inhaltlich wiedergegeben. Vgl. auch

Die Frauen kümmerten sich um die Kinder, stampften Getreide, kochten das Essen – das man anscheinend nicht kaufen, aber unter Umständen mal kosten konnte –,²⁵⁸ wuschen und schlugen die Wäsche oder flochten sich gegenseitig die Haare. Die Männer waren vor allem als Schuster, Schmiede, Weber, Töpfer, Schneider, Bildhauer und Juweliere tätig, doch es gab auch Zeichner, die naive Kunst – zum Beispiel ein paar Hütten und ein Krokodil oder eine Palme und einen Elefanten –²⁵⁹ auf Postkarten bannten und als Andenken verkauften, außerdem Bootsführer mit ihrem Einbaum, Ringer, die nach traditioneller senegalesischer Art kämpften, und Musiker, die nicht nur trommelten, sondern auch Kora und Balafon – ein Saiteninstrument und eine Art Xylophon – spielten. Unverzichtbar war des Weiteren der Marabout; er hielt nicht nur alle Gebete und religiöse Zeremonien ab, die im „Dorf“ anstanden, sondern kümmerte sich in der Koranschule auch um den Unterricht der Kinder und nicht selten auch um die Gesundheit der Gruppe. Ein paar Griots waren meistens ebenfalls dabei, sie besingen traditionell die Taten der Könige, amüsierten das Publikum aber anscheinend auch mit komischen Einlagen. Die Kinder und Jugendlichen wiederum halfen je nach Alter den Frauen, lernten als Lehrlinge einen Beruf, spielten Spiele, lernten Arabisch oder, was den Kommentaren der Besucher nach am auffälligsten war, tauchten in den aufgebauten Schwimmbecken nach den Münzen, die die Besucher hineinwarfen.

Tiere wurden in diesen „Dörfern“ in erster Linie als Nutztiere gehalten, 1905 in Orléans zum Beispiel Schweine, Ziegen und Schafe. Doch selbst Affen, Schlangen und eine Schildkröte waren dabei, was freilich vielmehr am Unterhaltungs- denn als am Nutzwert dieser Tiere lag. Dasselbe galt sicherlich auch für die 25 Krokodile,

Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 184–190. Die Züricher Post schrieb 1925 wenig erfreut: „*Schaut man in eine Hütte hinein, so wird stumm auf das Körbchen gezeigt, das für die Münzen bestimmt ist – so lange, bis es verstanden wird.*“ (Zitiert nach Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 119.)

²⁵⁸ Vgl. Bergougniou, *Amiens 1906*, S. 197.

²⁵⁹ Vgl. Bildtafelteil in Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs* (ohne Seitenzahl oder Bildnummer).

die 1907 in Bordeaux in einem Becken gehalten wurden, oder aber für die Dromedare, die man 1908 nach Auxerre brachte.²⁶⁰

Ein richtiges Programm, wie man es aus den Schauen Hagenbecks kannte, wurde in den französischen „Dörfern“ für gewöhnlich nicht geboten. Einzig die Bewohner der Sahara kamen dem nahe, wenn sie mit ihren Tieren, Kampfübungen und den besonders anziehenden Ouled Nail-Tänzerinnen das Spektakuläre betonten.²⁶¹ Normal war allerdings eher, dass das Publikum neben dem Handwerk und der Hausarbeit den fünf täglichen Gebeten der Muslime beiwohnte – mit Ausnahme des ersten, denn das fand noch zu früh am Morgen statt –, außerdem diversen Tänzen der „Dorfbewohner“ und den Ringkämpfen der Ringer. Wer genau aus der Truppe die Tänze aufführte und wie oft sie dargeboten wurden, geht aus der Forschungsliteratur leider nicht klar hervor. Sie scheinen aber quasi täglich stattgefunden zu haben, immer begleitet von Instrumentalmusik und Gesängen. Dass die Männer vor den Augen der Schaulustigen beteten, schien den Besuchern übrigens nicht weiter seltsam vorgekommen zu sein. Die Broschüre aus Amiens erklärte das mit dem Ernst, den die Betenden an den Tag legten und der keinen Verdacht der Täuschung aufkommen ließ.²⁶² Auch die Kommentare der Journalisten besprachen ausschließlich den Ablauf der Gebete, nie die Tatsache an sich, dass hier die Glaubensausübung Teil der Inszenierung war.

Wenn der Besucher im „Dorf“ umherging, musste er demnach unweigerlich den Eindruck haben, am echten Leben der Darsteller teilzunehmen. Es wurde gekocht, gehämmert, gebetet und gespielt, manchmal sogar getanzt und musiziert, selbst Schmuck, Schuhe und andere Waren wurden zum Verkauf angeboten. Dies alles glich den Abläufen, die die Besucher aus ihrem eigenem Leben kannten, und schuf eine Verbindung zwischen Besuchern und Besuchten. Dass das Publikum das Gesehene und Erlebte meist nur in Bezug auf das eigene Leben verarbeitete, zeigt sich an den Vergleichen,

²⁶⁰ Vgl. David, Orléans 1905, S. 39; Lozère, Bordeaux colonial, S. 153; David, Auxerre 1908, S. 342.

²⁶¹ In Auxerre war dafür das Handwerk kaum vertreten, vgl. David, Auxerre 1908, S. 349.

²⁶² Vgl. Bergougniou, Amiens 1906, S. 188.

die bei den Beobachtungen regelmäßig gezogen wurden: Die Tänze der Senegalesinnen in Amiens waren nicht so anmutig wie die in den französischen Salons, aber immerhin besser als der Cake-Walk.²⁶³ Die Hosen der Sudanesischen in Limoges waren zwar nicht so wie jene, die man in Frankreich nähte, gefielen den Europäerinnen aber dennoch. Und wenn ihre Gebete auch anders waren, so beteten die Muslime im Gegensatz zu den Zivilisierten wenigstens noch.²⁶⁴ Die Lebensweise konnte problemlos so interpretiert werden, wie es der europäische Zuschauer für angemessen hielt: „[L]es artisans sont dans leurs échoppes et présentent leurs activités. Pendant ce temps, les femmes sont à la cuisine et les enfants à l'école.“²⁶⁵ Die Männer gehen dem Lohnerwerb nach, die Frauen kochen und die Kinder gehen in die Schule. Kurz: Europäische Wertvorstellungen inszeniert mit einer afrikanischen Note.²⁶⁶

Mit diesen Elementen boten die Veranstalter Anknüpfungspunkte an die europäische Lebenswelt. Um ein „Eingeborenendorf“ über Monate hinweg anziehend zu gestalten, mussten die Veranstalter sich aber immer wieder Neues einfallen lassen.²⁶⁷ Auch stellt sich die Frage, wie man Leute für die Veranstaltung begeistern wollte, die den ganzen Tag arbeiteten; denn wieso sollten diese nach Feierabend oder am Wochenende auch noch Geld dafür bezahlen wollen, anderen Leuten wiederum beim Arbeiten zuzusehen?²⁶⁸

Die Impresarios dachten sich deshalb neben der Beteiligung an offiziellen Anlässen – Fackelumzüge, Paraden zum 14. Juli, Ehrengarden für hohe Besucher – in der Regel für die Sonntage extra Spektakel aus, an denen die Besucher nicht selten sogar teilnehmen

²⁶³ Vgl. Programmheft von Amiens, zitiert in Bergougnyou, Amiens 1906, S. 189.

²⁶⁴ Vgl. Gazette du Centre vom 26.07.1903, zitiert in Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 169.

²⁶⁵ Programmheft von Amiens, zitiert nach Bergougnyou, Amiens 1906, S. 189.

²⁶⁶ Häufig spielten die Musiker auch französische Lieder. Nicht nur die Marseillaise zu offiziellen Anlässen, sondern auch Lieder wie „Ah! il a des bottes Bastien“, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 167.

²⁶⁷ Vigé beispielsweise blieb 15–25 Wochen an einem Ort, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 144.

²⁶⁸ Vgl. Brändle, Wildfremd, hautnah, S. 142.

konnten.²⁶⁹ In unterschiedlichen Wettkämpfen konnten sich die Einheimischen mit den auswärtigen Gästen messen, so etwa beim Dame-Spiel, beim Ringen, Schwimmen oder Fischen. Selbst Schwarz-Weiß-Bälle wurden organisiert, wo man zusammen Walzer und Polka tanzte. Ob die unzähligen Spiele und Wettbewerbe, die 1904 in Arras und 1906 in Amiens aus Anlass des 14. Julis ausgeführt wurden – darunter Sackhüpfen, Wettrennen der Frauen und Ringkämpfe – auch dem französischen Publikum geöffnet waren, geht aus der Literatur nicht hervor.²⁷⁰ In jedem Fall müssen sie die Zuschauer sehr amüsiert haben.

Weniger erfolgreich scheinen die kleinen Theaterstücke gewesen zu sein, die die Impresarios für die Darsteller schrieben. Sie wurden nur in der Anfangszeit aufgeführt und von der Presse kaum besprochen; künstliche Inszenierung gefiel offenbar nicht. Zwei Mal ließen die Impresarios sogar die Ereignisse auf einem Sklavenmarkt nachspielen.²⁷¹ Nicht minder kurios und erfunden war die Krönungszeremonie von „Boup I.“ in Roubaix, sowie die „Fête de la poudre“ in Straßburg, bei der ein auswärtiger Impresario die angebliche Kommunion eines 16-Jährigen unter anderem mit viel Lärm und viel Schießpulver in Szene setzte.²⁷² Ganz echt, dafür aber nicht weniger auf ihre Werbewirksamkeit bedacht, war die Verleihung des Ordens „Etoile du Bénin“, den 1896 drei Teilnehmer des „Dorfes“ in Rouen auf Betreiben der Gebrüder Barbier erhielten.²⁷³

Auch auf den Welt- und Kolonialausstellungen versuchte man, den Besuchern über die handwerklichen und künstlerischen Vor-

²⁶⁹ Für eine Zusammenfassung einiger Spektakel vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 203–211.

²⁷⁰ Vgl. Bergougnyou, Amiens 1906, S. 197; Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 204–205.

²⁷¹ Vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 198–199.

²⁷² 1911 in Roubaix und 1924 in Straßburg, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 146 und S. 199.

²⁷³ Diese Auszeichnung „*pour services rendus par eux à la cause française dans l'Afrique occidentale*“ verlieh der Bürgermeister zwar im Namen des Kolonialministers, die Initiative ging aber von den Gebrüdern Barbier aus, die die Kandidaten für die Medaille überhaupt erst vorgeschlagen und außerdem den Bürgermeister gebeten hatten, diese Bewerbung mit aller Kraft zu unterstützen, vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 131.

führungen hinaus besondere Unterhaltung zu bieten, und so organisierte man beispielsweise 1894 in Lyon Wettbewerbe zwischen senegalesischen Einbäumen, venezianischen Gondeln und europäischen Kanus.²⁷⁴ Die Paraden, die 1889 am späten Abend auf der Esplanade des Invalides in Paris stattfanden, vermischten zwar die Truppen und Musiker verschiedener Völker der Kolonialausstellung und waren damit keinem konkreten Land zuzuordnen, sie entführten die Besucher aber nichtsdestotrotz in ein fremdes Land, „qui n'est ni l'Afrique, ni l'Asie, ni nulle autre partie du monde“²⁷⁵.

Von vornherein authentischer wirkten da freilich die religiösen Feiern, die in den „Eingeborenendörfern“ abgehalten wurden. Mit erstaunlicher Freiheit in Bezug auf die genauen Daten der Feste – sie fanden zum einen nicht im richtigen Abstand und zum anderen immer sonntags (!) statt – feierten die Senegalesen zusammen mit den Besuchern das Ende des Ramadans (in Senegal *Korité* genannt), das Opfer Abrahams (*Tabaski*) und die Geburt des Propheten (*Gamo*), außerdem das einfache „Dorffest“ *Boukari* und das frei erfundene Fest *Asaka*.²⁷⁶ Ähnlich verhielt es sich mit den *trois étapes de la vie*, den drei Lebensabschnitten Geburt/Taufe, Hochzeit und Tod, auch sie wurden quasi in jedem „Dorf“ geboten und mit dem Publikum zelebriert.²⁷⁷ Dass genau aus diesem Grund ganz bewusst schwangere Frauen angeworben wurden, ist angesichts der vielen Geburten sehr wahrscheinlich.²⁷⁸ Die Patenschaften über-

²⁷⁴ Vgl. Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 170. Schon 1889 berichtete eine Pariser Tageszeitung davon, dass senegalesische Boote verschiedener Größe auf der Seine auf und ab fuhren, vgl. *Le Temps* vom 17.07.1889.

²⁷⁵ Huard, Charles-Lucien: *Livre d'or de l'exposition de 1889*. Paris 1889, S. 275. L'Illustration bot dem *Défilé du cortège* eine beeindruckende und detailreiche Doppelseite, vgl. L'Illustration vom 07.09.1889. Die Defilees waren so erfolgreich, dass sie auch 1900 wieder aufgenommen wurden.

²⁷⁶ Andrault/David, Nantes 1904, S. 117, Fußnote 13 erklären einige der Feste und zeigen am Beispiel von Le Mans 1911, wie falsch die Daten der Feste waren. Zum genaueren Ablauf der Feste vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 143–147.

²⁷⁷ Zu den drei Lebensabschnitten vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 178–197.

²⁷⁸ Die hohen Geburtenzahlen können kein Zufall sein. Den Verdacht äußert auch Bergougnyou, Amiens 1906, S. 193. In den *villages noirs* gab es bis 1931 in

nahmen bei den Taufen in den meisten Fällen übrigens bekannte Persönlichkeiten der Stadt.²⁷⁹ Sogar Beschneidungen wurden mit den Zuschauern gefeiert, wobei doch immerhin die Prozedur selbst ohne die Schaulustigen erst nach Schließung des „Dorfes“ stattfand. Die Hochzeiten wurden häufig mit einem Bankett in einem Restaurant der Stadt begonnen und nach einem großen Umzug zurück zum Ausstellungsgelände dort im Beisein der Zuschauer fortgesetzt. Lediglich die Totenfeiern scheinen bei den französischen „Dörfern“ nie in Szene gesetzt worden zu sein.²⁸⁰ Anzumerken ist an dieser Stelle übrigens noch, dass Liebesbeziehungen und Konflikte anscheinend nicht vorkamen oder zumindest nicht als solche inszeniert wurden. Wenn vom Verhalten der Darsteller untereinander oder im Umgang mit dem Publikum gesprochen wurde, so war normalerweise viel eher von Harmonie und Disziplin die Rede:

*Leur caractère est doux, ils veulent jouir d'une existence paisible, et leur vie toute familiale n'est troublée par la discorde.*²⁸¹

*Le Sénégalais est très accueillant et fait place très gracieusement aux amateurs de plats exotiques autour de la calé-basse familiale.*²⁸²

Il y a des mamans qui prodiguent à deux rejetons de maternelles caresses et qui sourient amicalement aux petites blanches. Il y a même un jeune marabout entouré d'écoliers attentifs. En un mot, tout un petit peuple qui semble très

21 Städten 29 Geburten (fünf allein in Toulouse 1908), vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 184. Die sieben Geburten aus Bordeaux sind dort noch nicht eingerechnet, vgl. Lozère, *Bordeaux colonial*, S. 103.

²⁷⁹ Zu den Paten vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 102; David, Orléans 1905, S. 36; Bergougniou, Angers 1906, S. 154; David, Brest, 178, S. 65. Wie sich das Verhältnis dann im Folgenden entwickelte, ist aber in keinem Fall überliefert

²⁸⁰ Sie liefen dem üblichen Ritus entsprechend und mit dem geforderten Respekt in aller Stille ab, was freilich die Zeitungen nicht davon abhielt, ausführlich über alle Handlungen und Regungen zu berichten, vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 195.

²⁸¹ Doktor A. Kieffer in *Le Petit Courrier* vom 28.06.1906, zitiert nach Bergougniou, Angers 1906, S. 152–153.

²⁸² Unbekannte Zeitung in Amiens 1906, zitiert nach Bergougniou, Amiens 1906, S. 197.

*heureux, remuant, bavard, et qui a l'air de s'amuser autant
sinon plus que ceux qui le contemplent.*²⁸³

Das Bild der friedlichen und freundlichen Senegalesen war also ein anderes als das der blutrünstigen Aschanti und Dahoméens. Hätte man sie in Felle gesteckt und ihnen einen Speer in die Hand gedrückt, hätte der Einspruch der französischen Bevölkerung sicherlich nicht lange auf sich warten lassen, egal wie primitiv sie diese Menschen immer noch fand.²⁸⁴ Allein schon die Tatsache, dass die meisten Senegalesen französische Staatsbürger waren, wurde durch die Presse nicht selten bekannt gemacht, so zum Beispiel 1906 in Amiens, wo die Abwesenheit einiger Darsteller damit erklärt wurde, dass sie erst noch zur Wahl gehen müssten, oder 1894, als eine Delegation an der Beerdigung des Präsidenten Carnot in Paris teilnahm.²⁸⁵

Den Vorstellungen der Besucher musste bei der Inszenierung unbedingt Rechnung getragen werden, egal ob sie nun falsch oder richtig waren, denn erst die Berücksichtigung und Bestätigung von Stereotypen sorgte für Glaubwürdigkeit und somit für einen (finanziellen) Erfolg der Veranstaltung. Natürlich waren auch in Bezug auf die Senegalesen noch viele der althergebrachten Ansichten weiter vorherrschend und so ist es kein Wunder, dass zum Beispiel der Tanz, der ja eigentlich bei allen Völkerschauausstellungen unverzichtbar war, bei den Afrikanern als besonders charakteristisch hervorgehoben wurde:

La danse pour les peuples africains de la race noire, si elle est un amusement est aussi une des premières nécessités de la vie. Parcourez l'Afrique en tous sens, dans chaque village, vous entendrez, dès la nuit venue retentir les premiers roulements du tam-tam qui ne cesseront qu'avec le jour. Le noir auquel on supprime la danse ne tarde pas à dépérir [...].

²⁸³ Journal du Loiret vom 10.05.1905, zitiert nach David, Orléans 1905, S. 31.

²⁸⁴ Dass ein Autor den Senegalesen 1904 in Nantes eben ihren „Halbzivilisierten“-Status vorwirft – „*Ces Noirs sont des demi-civilisés*“, deutet darauf hin, dass sie dem gängigen Klischee vom Afrikaner nicht mehr entsprachen. Er hatte sich für solch eine Schau anscheinend etwas anderes gewünscht. Vgl. Andrault/David, Nantes 1904, S. 119.

²⁸⁵ Vgl. Bergougnyou, Amiens 1906, S. 192.

*Beaucoup de visiteurs du Village sénégalais s'étonnent de la persistance des danses et de cet entrain soutenu ; ils comprendront maintenant pourquoi retentissent pendant dix heures consécutives les roulements sur tam-tams sénégalais.*²⁸⁶

Interessanterweise kam der Autor gar nicht auf die Idee, dass die Tänze nur zur Unterhaltung des Publikums so oft aufgeführt worden sein könnten. Ob den anderen Besuchern tatsächlich aufgefallen war, dass die „Dorfbewohner“ pausenlos bis in die Nacht tanzten, oder ob das lediglich der Journalist so sah, weil er es eben erwartete, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Ziemlich sicher ist hingegen, dass dem Leser nun zumindest für zukünftige Veranstaltungen dieser Art eine Interpretationshilfe gereicht wurde. Die Zeitung war in diesem Fall wenn vielleicht auch nicht für die Entstehung, so doch zumindest für die Perpetuierung eines Stereotyps verantwortlich. Diese Bemerkung gilt selbstverständlich nicht nur für die Berichterstattung bezüglich der „Eingeborenendörfer“ selbst, sondern auch darüber hinaus für den Eindruck, den die Presse ganz allgemein von den unterschiedlichen Ländern und Völkern schuf. Eine Artikelserie in *L'Illustration* beispielsweise, die 1896 zwei Monate lang von „*Tombouctou la mystérieuse*“ berichtete, prägte bei ihren Lesern mit ausführlichen und eindringlichen Schilderungen nachhaltig das Bild der geheimnisvollen Tuareg.²⁸⁷ Die zahllosen Abbildungen verstärkten den Effekt noch weiter.

Dass die Besucher – und Journalisten waren bei aller Professionalität auch nur Besucher – sich in ihrer Wahrnehmung und Empfindung nicht bloß von der aktuellen Berichterstattung, sondern darüber hinaus etwa auch von Büchern leiten ließen, zeigt sehr deutlich der Kommentar des Herrn Rastignac, der sich 1894 beim Wandeln durch das morgendliche „Senegalesendorf“ in Lyon wie in einer Szene des damals sehr bekannten *Le roman d'un Spahi* (1881) von Pierre Loti fühlte.²⁸⁸ Zeitungen, Romane und Märchen be-

²⁸⁶ Le Progrès vom 03.06.1906, zitiert nach Bergougniou, Amiens 1906, S. 195–196.

²⁸⁷ Vgl. *Tombouctou la mystérieuse*. In: *L'Illustration* vom 01.08.–26.9.1896.

²⁸⁸ „*Nous étions deux – tous seuls dans cette ruelle qui nous semblait un coin perdu du monde ; il nous semblait marcher dans une photographie destinée à*

stimmten ganz offensichtlich die Vorstellungswelt des Besuchers. Inwiefern neben den Erzählungen von Tausendundeiner Nacht selbst der Orientalismus in der bildenden Kunst die Darstellungsform der „arabischen Straßen“ beeinflusste, hat Sylviane Leprun in ihrem Buch *Le théâtre des colonies* dargelegt.²⁸⁹ Echte Bilder schufen im übertragenen Sinn eben weitere Bilder.²⁹⁰

Wie wichtig gerade diese optischen Reize für die (potentiellen) Besucher waren, zeigen nicht nur die pompösen Nachbauten auf den großen Ausstellungen, sondern auch die schiere Anzahl von Postkarten, die noch heute viele der „Eingeborenendörfer“ sehr gut dokumentieren. Karten, die man im „Dorf“ kaufte und mit nach Hause nahm, reduzierten die wichtigsten Eindrücke und Lehren der Schausstellung auf ein komprimiertes Bild. Das Foto reproduzierte die Stereotypen, die es zu den Völkern gab und die ja eben Grundlage der Inszenierung waren, und verfestigte sie im Nachhinein noch weiter in den Köpfen der Menschen. Daneben konnten die Postkarten außerdem – genauso gut wie Plakate und Illustrationen in Zeitschriften – Erwartungen bei den Empfängern, das heißt bei potentiellen Besuchern wecken.

Was konnten das für Erwartungen sein? Eine Zeichnung des „Senegalesendorfes“ 1896 in Rouen beispielsweise zeigt, wie die Kinder planschen und die Frauen Hirse stampfen.²⁹¹ Die wenigen Männer, die zu sehen sind, tragen große Boubous, sie sind vielleicht gerade auf dem Weg in die Moschee. Das „Dorf“ ist belebt, aber es herrscht keine Aufregung, die Bewohner tun einfach, was sie immer tun. Dabei steht der Betrachter ganz plötzlich mitten unter ihnen, wird vom „Dorf“ absorbiert, darf zusehen und fast schon am Leben teilhaben.

illustrer le Spahi de Loti.“ (Courrier de Paris. In: *L'illustration* vom 18.08.1894.)

²⁸⁹ Vgl. Leprun, *Le théâtre des colonies*, passim.

²⁹⁰ Zu den zahlreichen Mitteln und Medien, die das Bild des Kolonialreiches in der französischen Öffentlichkeit prägten, vgl. Sèbe, Berny: *Exalting imperial grandeur: the French Empire and its metropolitan public*. In: MacKenzie, *European empires and the people*. S. 19–56.

²⁹¹ Vgl. Zeichnung in der *Revue Illustrée de l'Exposition de Rouen* von 1896, abgebildet in Montaigne, Rouen 1896, S. 123.

Der Besucher des „Dorfes“ wird wirklich nah heran gelassen, er sieht die Bewohner bei ihren täglichen Verrichtungen, sogar beim Kochen und Wäschewaschen. Was daran am erstaunlichsten ist, ist weniger die Tatsache, dass diese häuslichen, privaten Tätigkeiten live beobachtet werden konnte, sondern vielmehr, dass diese völlig unspektakulären Beschäftigungen sogar auf Postkarten abgedruckt wurden, wie etwa das *lavoir* („Waschhaus“) in Amiens 1906.²⁹² In diesen grundlegenden Dingen sind die europäischen und afrikani-schen Zivilisationen also gar nicht so unterschiedlich, die vermeintlichen Parallelen treten klar hervor.

Schüchtern sind die Afrikaner dabei nur selten, einige schei-nen richtiggehend provozierend selbstbewusst zu sein. Die Frau mit dem nackten Oberkörper zum Beispiel, die das Plakat zur *Exp. ethnographique* der Kolonialausstellung in Lyon 1894 optisch dominiert, ist muskulös und gut gebaut, mit dem Korb voll Elfenbein zu ihren Füßen unterstreicht sie die wirtschaftliche Stärke ihrer Region.²⁹³ Es ist vor allem ihrer Haltung, ihrer strahlenden nackten Brust und der leichten Froschperspektive zuzuschreiben, dass sie stolz und geradezu trotzig wirkt. Von Scham und Schüchternheit ist hier keine Spur. Kleinere Bilder am Rand zeigen wieder, wie Kinder jeden Alters betreut, das Essen zubereitet und der Haushalt geführt werden, während die Männer mit ihren Gerätschaften aussehen, als gingen sie zur Arbeit aufs Feld. Die kolonialen Untergebenen haben offenbar dieselben Beschäftigungen und Bedürfnisse wie die Europäer auch, der Betrachter der Illustrationen, Plakate und Fotos fragt sich, wie sie ihr Leben wohl meistern.

Wenn es auch so scheint, als ob beim Hirsestampfen und Schmuckherstellen nicht viel Raum für Schummelei wäre, so hat es jene doch immer gegeben. Wie viel Täuschung manchmal schon bei der Angabe der Herkunftsregionen im Spiel war, zeigt das Beispiel Nantes, wo einem Journalisten zu Folge trotz der Ankündigung VILLAGE NOIR – SENEGAL • SOUDAN • CONGO (120 IN-

²⁹² Vgl. Postkarte mit Foto des „Waschhauses“ (*Lavoir*) in Amiens 1906, abgebildet im Bildtafelteil von Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs* (ohne Seitenzahl oder Bildnummer).

²⁹³ Vgl. Plakat der ethnographischen Ausstellung der Kolonialausstellung in Lyon 1894, abgebildet in Bachollet, *Négripub*, S. 53.

DIGÈNES) nur eine einzige Kongolesin anzutreffen war und wo auch sudanesishe Namen unter den Truppenmitgliedern nicht ausfindig zu machen waren.²⁹⁴ Abgesehen von einigen wenigen solchen Fällen geben uns die Kommentare der Zeitgenossen jedoch keinen Grund, die angegebene Herkunft der Darsteller grundsätzlich anzuzweifeln.²⁹⁵ Es findet sich ferner kein Hinweis darauf, dass die angeworbenen Teilnehmer nicht dem anthropologischen Idealtypus der angegebenen Region entsprochen haben. Sie galten immer als *superbes spécimens*, als ausgezeichnete Exemplare, egal ob man sie letztlich schön und ansprechend fand oder nicht. Lediglich Louis-Joseph Barot, ein Mediziner der Marine, der lange Zeit die senegalesischen *tirailleurs* versorgt hatte und 1906 in Angers einen Vortrags im „Eingeborenendorf“ hielt, kritisierte, dass die Darsteller grundsätzlich nicht repräsentativ seien. Seine Kritik geht dabei freilich über die anthropologischen Gesichtspunkte hinaus und zielt allgemein auf den ethnologischen Wert solcher Veranstaltungen ab.

*Il ne faut pas juger des Noirs par les spécimens que l'on peut voir dans les villages dahoméens ou sénégalais que l'on promène de ville en ville en Europe. Ces malheureux sont souvent des dégénérés physiques. Pour bien juger des races soudanaises, il faut les voir chez elles, dans des conditions normales de leur existence.*²⁹⁶

Barot bemängelte zudem, dass die Hütten in Senegal mitnichten denen in Angers entsprächen: „*Ces dernières sont des palais à côté des premières, qui sont en terre battue et recouvert de chaume ou en palmes.*“²⁹⁷ Lediglich das Mobiliar im Inneren sei identisch, ansonsten seien die Hütten in Frankreich viel besser als die in Senegal. Dass einige der Bewohner selbst das ganz anders sahen, belegen die

²⁹⁴ Vgl. Andrault/David, Nantes 1904, S. 114.

²⁹⁵ Gerüchte, dass die Afrikaner auf dem Montmartre aufgelesen worden wären, gab es immer wieder, so 1900 in Paris, vgl. Courrier de Paris. In: L'Illustration vom 14.07.1900; Andrault/David, Nantes 1904, S. 115.

²⁹⁶ Barot, Louis: L'Âme soudanaise, essai sur la valeur intellectuelle des noirs. Paris 1902, zitiert nach Bergougniou, Angers 1906, S. 150–151.

²⁹⁷ Barot, Louis: Le village sénégalais de l'exposition. In: La Revue d'Anjou, Mai-Juni 1906, S. 391ff., zitiert nach Bergougniou, Angers 1906, S. 150.

Klagen, die Samba Laobé Thiam 1889 einem Journalisten gegenüber vorbrachte. Damals waren die „Eingeborenen“ in genau solchen Hütten aus gestampfter Erde untergebracht, die den Baustil ihrer jeweiligen Region repräsentieren sollten.

*Nous sommes très humiliés, Monsieur, [...] d'être ainsi exhibés dans des huttes, comme des sauvages ; ces cases en nattes et en boue ne vous donnent aucune idée du Sénégal. Au Sénégal, Monsieur, nous avons des casernes, des gares, des chemins de fer ; nous nous éclairons à l'électricité. Le conseil d'hygiène ne tolère plus que l'on édifie des baraques dans ce genre-là. Aucune de celles qui tombent n'est relevée [...].*²⁹⁸

Ob die Diskrepanz zwischen den Aussagen mit den unterschiedlichen Lebenswelten zusammenhing – vielleicht war Barot viel auf dem Land unterwegs gewesen und Thiam lebte im recht fortschrittlichen Saint-Louis – oder den divergierenden Intentionen der jeweiligen Person geschuldet war – Barot sah die Afrikaner vermutlich als „Primitive“ an und Thiam wollte sein Volk auf der Weltausstellung rehabilitieren – kann hier nicht beurteilt werden. Dass es um 1900 in Senegal beide Wohnformen gegeben hat, ist in jedem Fall unbestreitbar. Für welche Form sich die Veranstalter der „Eingeborenendörfern“ dann aber letzten Endes entschieden, war vielleicht auch einfach eine Frage des Geldes. Auf den Welt- und Kolonialausstellungen sollten die „exotischen“ Szenarien möglichst eindrucksvoll sein und ein vollständiges Bild der abgebildeten Stadt oder Region bieten. Bezüglich der Anordnung, der Größe und der Kombination der Bauten nahmen sich die Architekten dabei jedoch einige Freiheiten heraus, sodass etwa die Ägypter, die 1889 durch Paris reisten, entsetzt feststellten, dass zum Beispiel die Moschee in der „Kairo-Straße“ nur Fassade war und dahinter junge Frauen und Derwische ihre Tänze aufführten.²⁹⁹

²⁹⁸ Le Roux, Hugues: Psychologie exotique. In: L'Exposition de Paris de 1889: journal hebdomadaire vom 27.07.1889, zitiert nach Little, Roger: François Laobé-Rieux, le premier pilote noir... de fiction. In: *Africultures* 64 (2005), S. 128–131, hier S. 129

²⁹⁹ Vgl. Mitchell, Timothy: The world as exhibition. In: *Comparative studies in society and history* 31 (1989), S. 217–236, hier S. 217.

In Bezug auf die Kleidung der Darsteller ist es offensichtlich zu keiner weiteren Kostümierung gekommen, die Leute zogen sich wirklich mehr oder weniger so an wie in ihrem Heimatland, selbst heute werden ja die Boubous – sei es auch mit anderen Schnitten und Mustern – in Senegal immer noch häufig getragen. Zumindest für das „Dorf“ in Lyon im Jahr 1894 liegt ein Zeugnis vor, das bestätigt, dass der „dorfeigene“ Schneider die Kleidung der Bewohner anfertigte.³⁰⁰ Zugeständnisse scheinen aus moralischen Gründen – oder aus Schamgefühl – lediglich in einer Hinsicht gemacht worden zu sein: Die Frauen bedeckten durchweg ihren Oberkörper.³⁰¹ Das ist in Senegal selbst heute auf dem Land nicht zwingend der Fall.

Auch hinsichtlich einer etwaigen Choreographie scheint es zu keiner Einflussnahme durch die europäischen Impresarios gekommen zu sein, zumindest wurde das von den Zeitgenossen nicht so empfunden – eher im Gegenteil:

*Oui, c'est bien là la vraie exposition ethnographique. On n'affuble pas des sauvages d'oripeaux ridicules et on ne leur apprend pas un rôle à l'avance. Ces nègres vivent comme en leur pays, et leurs coutumes sont fidèlement respectées, aisées à voir. Puisse-t-elle servir de modèle aux futures exhibitions.*³⁰²

Ob zum Beispiel die Tänze noch nachbearbeitet worden sind, lässt sich an dieser Stelle nicht mit letzter Sicherheit ausschließen, ist aber eher unwahrscheinlich, sie waren auch nicht unbedingt das, was die größte Aufmerksamkeit der Besucher auf sich zog. In Bezug auf das Handwerk jedenfalls ist davon auszugehen, dass alle Arbeiter ihr Metier wirklich gelernt hatten. Wenn man nämlich auch die Herstellungsverfahren als primitiv und archaisch angesehen hat, so

³⁰⁰ Vgl. Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 191.

³⁰¹ In der großen Sammlung von Fotos, die Emmanuel Garrigues veröffentlicht hat, stammen bis auf zwei Ausnahmen alle Fotos mit barbusigen Frauen aus dem *Jardin d'acclimatation*, also nicht von den kleinen Gewerbeschauen, vgl. Garrigues, Emmanuel: *Villages noirs, zoos humains*. Saint-Jean-de-Védas 2003.

³⁰² Regnault, Félix: *Exposition ethnographique de l'Afrique occidentale au Champ-de-Mars à Paris*. In: *La Nature* 1895, 2. Semester, S. 183–186, hier S. 186.

wurde in der Regel doch die Qualität der Arbeit gelobt. Nicht zuletzt hatten einige Handwerker wie Jean Thiam sogar Visitenkarten; seine beispielsweise wies ihn als *maître-bijoutier* aus.³⁰³

Veränderungen unterworfen waren in der Inszenierung also weniger die Inhalte als vielmehr die Rahmenbedingungen. Die Tänze mögen authentisch gewesen sein, doch wie oft und zu welchen Gelegenheiten in Westafrika wirklich getanzt und getrommelt wurde, ließ sich aus den Darbietungen nicht korrekt ablesen. Den „Dörfern“ kann ganz im Gegenteil eine ziemliche Übertreibung und Überbetonung dieser beiden Elemente vorgeworfen werden. In ähnlichem Maße geschwindelt wurde, wenn die Unbedarftheit und Unverfälschtheit der Teilnehmer beschworen wurde, die angeblich zum ersten Mal in Europa waren und solche Schauen folglich nicht professionell betrieben. Dass „*ce ne sont jamais les mêmes qui reviennent en Europe l'année suivante, sauf le chef Thiam avec sa famille*“³⁰⁴ nicht der Wahrheit entsprach, zeigen allein schon die Listen mit den Preisträgern der diversen Ausstellungen. Die Handwerker der „Eingeborenendörfer“ nahmen nämlich oft an den Wettbewerben der Aussteller teil und nicht selten wurden einige unter ihnen mit einer Medaille bedacht. Diese Listen sind in vielerlei Hinsicht interessant, nicht nur weil sie manchmal neben dem Namen der Person auch den Beruf, die Volkszugehörigkeit oder den Herkunftsort verzeichnen, sondern eben auch, weil sie erkennen lassen, dass einige Arbeiter doch mehrmals an solchen „Dörfern“ teilgenommen haben.³⁰⁵

Dass man das Publikum nicht zuletzt bei den Festtagen des muslimischen Kalenders manchmal etwas in die Irre führte, wurde oben bereits erwähnt. Das Gleiche gilt für die Taufen, auch sie fanden insbesondere bei Vigé immer an Sonntagen statt. Für den Fall, dass einmal wirklich kein Neugeborenes in der Truppe zu erwarten war, taufte man notfalls auch acht- oder neunmonatige Kinder (zum zweiten Mal?).³⁰⁶ Dass ferner die Hochzeiten wirklich echt

³⁰³ Vgl. David, Orléans 1905, S. 31.

³⁰⁴ Journal de la Vienne vom 06.07.1899, zitiert nach Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 133.

³⁰⁵ Vgl. ebd., S. 229–236.

³⁰⁶ Vgl. ebd., S. 185.

waren, zweifelten schon die Zeitgenossen immer wieder an. Sie wurden nach Gewohnheitsrecht geschlossen und folglich nicht am Standesamt angezeigt, die Impresarios sahen sich daher mehrmals genötigt, dem Verdacht der Täuschung entgegenzutreten. Die Lauterkeit der Veranstalter wurde unter Umständen aber durch die Beteiligung der Marabouts gestützt, denn es stellt sich die Frage, ob diese sonst so ernsten und seriösen Personen bei einer inszenierten Hochzeit wirklich mitgespielt hätten.³⁰⁷ Diese kleinen Täuschungsmanöver wurden in der Regel aber nicht entdeckt und die Besucher ließen sich ganz von den Vorführungen einnehmen.

5.6 Reaktionen

Die Berichterstattung und die Reaktionen der Besucher zeigen, dass die Schauen im Allgemeinen sehr positiv aufgenommen wurden. Die Artikelsammlung zum „Eingeborenendorf“ der *Exposition nationale & coloniale* 1896 in Rouen belegt eindrucksvoll die Fülle und Diversität der Artikel.³⁰⁸ Je nach Interesse des Blattes bzw. des Autors wurde mehr oder weniger viel berichtet, manche Zeitungen gaben sogar Sonderbeilagen zum „Eingeborenendorf“ heraus. Während einige Journalisten sich vor allem der Beschreibung der Vorführungen, des Aussehens und des unterstellten Charakters der Afrikaner widmeten, bemühten sich andere redlich, zusätzlich Details zur Landwirtschaft, dem Wetter, dem Essen, den Völkern und sogar der Mode zu liefern.³⁰⁹ Direkte Beleidigungen sind durchaus hier und da zu finden, für gewöhnlich ist es aber einfach nur das Überlegenheitsgefühl, dass aus so gut wie allen Kommentaren spricht. Ob die Senegalesen wohlwollend als *bon enfant* oder ganz offen als primitiv bezeichnet wurden, macht dabei keinen Unterschied. Die dargestellte Lebensweise bot den Journalisten Gelegenheit, sowohl die bereits erzielten Erfolge als auch die noch zu leistenden Aufgaben der französischen Zivilisation zu erwähnen. Interessanterweise standen dabei die Treue und Begeisterung der „Ein-

³⁰⁷ Vgl. Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 186.

³⁰⁸ Vgl. Montaigne, Rouen 1896, *passim*.

³⁰⁹ Zahlreiche Ausschnitte aus Zeitungsartikeln liefert Bergougniou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 157–178.

geborenen“ gegenüber ihrem „Mutterland“ Frankreich nie in Frage, sie wurden immer betont.

Der Mangel an Zivilisation konnte auch als positiv empfunden werden, viele idealisierten das primitive Leben als einfach, sorgenfrei und unbeschwert. Obwohl die Männer oft als schön und kräftig und die Frauen manchmal als anmutige Tänzerinnen beschrieben wurden, scheint die Erotik keine so große Rolle gespielt zu haben. Die Tänze und auch das Treiben im „Dorf“ allgemein wurden stets ob ihrer einwandfreien Moral gelobt. Nackte Haut gab es ja, wie gesagt, vor allem bei den Frauen auch eher selten zu sehen.

Grundlegende Kritik an den Schaustellungen selbst sucht man in Frankreich wie die Nadel im Heuhaufen. Wenn die Kommentatoren etwas beanstandeten, dann waren das meistens der Mangel an Respekt und Verständnis, den ihre Mitmenschen bewiesen. Die Darsteller mussten anscheinend nicht selten Witze auf ihre Kosten über sich ergehen lassen. Dass die Besucher damit lediglich ihre eigene beschränkte Weltsicht demonstrierten, monierte 1904 ein Journalist in Nantes:

Les plaisanteries lourdes que leur adressent avec de gros rires tant de Français venus là pour s'amuser et incapables de comprendre que tout le genre humain ne parle pas le langage des faubourgs et ne soit pas habillé en vestons.³¹⁰

Richtig beschämt war Hugues Le Roux, als er auf der Weltausstellung 1889 mitbekam, wie eine Polynesierin mit einer bösen Bemerkung zum Weinen gebracht wurde:

Je la regardais pleurer, un peu honteux d'être blanc, triste de ne pas connaître un mot de sa langue à elle, un mot doux pour panser la blessure, pour lui demander pardon de notre lâcheté.³¹¹

Hugues Le Roux war es auch, der die Klagen des Senegalesen Samba Laobé Thiam notierte. Jener beschwerte sich aber nicht nur über

³¹⁰ Nouvelliste de l'Ouest vom 08.06.1904, zitiert nach Andrault/David, Nantes 1904, S. 115.

³¹¹ Zitiert nach Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 159, hier aber leider ohne Quellenangabe; vermutlich auch aus L'Exposition de Paris de 1889: journal hebdomadaire vom 27.07.1889.

den Zustand der Hütten, sondern auch über das Benehmen der Zuschauer. Le Roux stimmte ihm zu:

Mais voici qui est plus grave : Les Sambas Lawbés [sic] de la place des Invalides trouvent que les Français manquent décidément de politesse, et ils s'en plaignent. On ne prend pas garde que presque tous entendent notre langue, assez pour comprendre des exclamations aussi discourtoises que celles-ci :

Oh ! le singe ! Le monstre ! Dieu qu'il est laid ! Où est son horloge ?

*On oublie trop que ce sont des hommes et non des animaux exotiques que l'on regarde par-dessus les petites barrières.*³¹²

Festzuhalten ist in jedem Fall, dass Samba Laobé Thiam sich nur an der Art störte, mit der man die Senegalesen als Wilde darstellte, nicht an der Schaustellung selbst. Das ist insofern nicht weiter verwunderlich als es eine Weltausstellung war und ja auch viele andere Nationen ihre Angehörigen in landesüblichen Trachten beim Arbeiten präsentierten.

Am meisten Kritik an der Zurschaustellung der „Exoten“ äußerte ein anonymen Schreiber – „*un passant*“ – in einer Veröffentlichung der *Société philomathique de Bordeaux*.³¹³ Ausgehend von der Behandlung, die die Afrikaner und Annamiten durch die Besucher erfuhren – die einen machten herablassende und obszöne Scherze, während die anderen sich romantischen Träumereien hingaben –, prangerte er allgemein die Kolonisierungspolitik an, die unter dem Deckmantel der Menschenliebe und der „*théories humanitaires*“ letztlich nur der rücksichtslosen Bereicherung des Westens diene. Beim Publikum herrsche eine kranke Neugierde vor, alle Leute interessierten sich für den Exotismus von chinesischen Tapeten und japanischem Porzellan. Wenn sie nun aber den echten Menschen gegenüberstünden und dabei völlig verwirrt den Mangel an

³¹² Le Roux, Hugues: Psychologie exotique. In: L'Exposition de Paris de 1889: journal hebdomadaire vom 27.07.1889, zitiert nach Little, François Laobé-Rieux, S. 130.

³¹³ Un passant: Les villages exotiques à l'exposition. In: Société philomathique (Hrsg.): L'Exposition de 1895, zitiert in Lozère, Bordeaux colonial, S. 109–110.

Exotismus konstatierten, sei es nur zu offensichtlich, dass sie sich mitnichten für die Menschen dahinter interessierten, sondern nur für deren Unterhaltungswert.

Trotz allem waren einige der Besucher zu erstaunlichen Einsichten und überraschendem Kulturrelativismus fähig, so etwa der Journalist des *Travailleur normand*, der bei der Beschreibung der Senegalesenhochzeit 1896 jedem fremden Brauch einen französischen entgegensetzt, um zu zeigen, dass sie alle gleichermaßen symbolisch zu verstehen sind.³¹⁴ Der sozialistische *Eclaireur de la Vienne* wollte 1899 zwischen dem Marabout in der Moschee und dem katholischen Priester auf der Kanzel ebenfalls keinen Unterschied erkennen.³¹⁵ Freilich ging es hier um (antiklerikale) Politik und nicht um Kultur, doch ist deren Relativierung – sie werden auf derselben Ebene verglichen und keine ist besser als die andere – nicht zu übersehen. Seine eigene ethnozentrische Beurteilung der *art nègre* stellt auch ein Journalist 1922 in *L'Illustration* in Frage, als er nach Betrachtung einiger kleiner Statuen aus Dahomey sagt:

„[J]e me suis demandé si, dans la plupart des cas, quand nous nous moquons, nous ne faisons pas tout simplement avec d'ignorance et de légèreté.“³¹⁶

Dass Unwissenheit gepaart mit Ethnozentrismus oft der Grund für negative Urteile war, zeigt das folgende Beispiel aus Poitiers: 1899 „litten“ die Ohren der Besucher bei der Vorführung der Tänze sehr unter den harten Trommelschlägen und den Schreien der Tänzer. Als sich der Journalist nach dem Grund dieser „schmerzhaften Klänge“ erkundigte, die seiner Meinung nach nicht zur Sorglosigkeit dieser „großen Kinder“ passten, erklärte ihm einer der Teilnehmer, dass der Tod der Vorfahren das Thema der Darbietung sei. Der Journalist verstand und verfolgte die Vorführungen von da an mit noch mehr Aufmerksamkeit.³¹⁷ 1894 wurde in Lyon ebenfalls angemerkt, dass die Bevölkerung durch den Besuch des „Dorfes“

³¹⁴ Vgl. *Travailleur normand* vom 09.08.1896, zitiert in Montaigne, Rouen 1896, S. 112–113.

³¹⁵ Vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 201–202.

³¹⁶ *L'Illustration* vom 29.10.1922.

³¹⁷ Vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 177.

die Bewohner Westafrikas, welche von vielen auf einer Stufe zwischen Mensch und Tier ansiedelten worden waren, endlich rehabilitiert hätte.³¹⁸ Natürlich darf man solche Aussagen und die seltenen *aha*-Erlebnisse nicht überbewerten. Die Inszenierungen basierten ja gerade darauf, dass sie die Erwartungen der Bevölkerung erfüllten, und es ist wahrscheinlicher, dass die meisten Leute bei ihrem kurzen Besuch viel eher in ihren bereits vorhandenen Ansichten bestärkt wurden. Trotzdem fallen die vielen Kommentare auf, die von einem Informationsaustausch mit „Exoten“ berichten. Dass darunter auch einige erhellende Gespräche waren, ist sehr gut möglich.

Nicht nur von den *chefs de village* wurde immer wieder berichtet, dass sie – in der Regel ausgezeichnet – Französisch konnten und gerne von ihren Heimatländern erzählten. Auch viele der anderen „Dorfbewohner“ konnten sich zumindest ansatzweise in der Sprache verständlich machen, was vom Publikum sehr geschätzt wurde. Über einen, der sich schon etwas besser ausdrücken konnte, bemerkte ein Besucher: *„Une conversation avec lui est pleine d'intérêt, par les renseignements dont elle fourmille.“*³¹⁹ Dass die Veranstalter solch einen Austausch selbst gewollt haben, kann angesichts der auch sonst recht offenen Inszenierung der französischen „Eingeborenendörfer“ als sicher gelten. Der Besucher konnte sich innerhalb des „Dorfes“ völlig frei bewegen, ihn trennte höchstens eine waagerechte Holzstange von den Arbeitern in ihren „Ateliers“ und Interaktion war jederzeit problemlos möglich. Nicht zuletzt zeigten die gemischten Veranstaltungen wie Bälle und Wettbewerbe, dass der Kontakt durchaus erwünscht war.

Eine sehr wichtige Einschränkung gab es dabei jedoch: Die „Dorfbewohner“ durften das „Dorf“ und selbst das Ausstellungsgelände in der Regel nur in Ausnahmefällen verlassen.³²⁰ Bei der Beschreibung und Ankündigung des „Senegalesendorfes“ wies das *Journal de Rouen* seine Leser 1896 beispielsweise darauf hin, dass die Bewohner über fünf Monate lang nicht aus den ihnen zugewie-

³¹⁸ Vgl. Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 194.

³¹⁹ *Le petit Rouennais* vom 18.05.1896, zitiert nach Montaigne, Rouen 1896, S. 25.

³²⁰ Vgl. Bergougnyou/Clignet/David, *Villages noirs*, S. 212–215.

senen 2300 m² herauskommen würden.³²¹ In Brest wurde den Afrikanern 1913 „*en raison du bon esprit qu’ont témoigné tous les nègres depuis leur arrivée à Brest*“³²² immerhin erlaubt, sich am 7. August von 15:00–16:00 Uhr die Pavillons der Ausstellung anzusehen. Abgesehen von einigen offiziellen Veranstaltungen, den Umzügen und den Hochzeitsbanketten haben die „Dorfbewohner“ auch in den anderen Fällen ihr „Dorf“ nicht oft von außen gesehen. Ausnahmen gab es selbstverständlich immer wieder: In Lüttich machte eine Zeitung 1905 auf Gruppen von Senegalesen aufmerksam, die man in der Stadt beim Erledigen ihrer Einkäufe antreffen könne.³²³ Auch scheint es einheimischen Familien hier und da möglich gewesen zu sein, Kinder oder Jugendliche nach Hause zum Essen oder zu Spaziergängen einzuladen.³²⁴

Die Teilnehmer der Weltausstellung in Paris im Jahr 1900 konnten sich nach Ende ihres Arbeitstages nach Belieben frei in der Stadt bewegen, nicht wenige waren für die Nacht sogar außerhalb des Geländes untergebracht. Dass viele von ihnen ihre Freiheit genutzt und das Pariser Nachtleben erkundet haben, kann man sich gut vorstellen. Einige scheinen sich dabei sogar derart in den Cafés und Bars amüsiert zu haben, dass man die „Exoten“ 1907 als Konsequenz allesamt auf dem Gelände der Kolonialausstellung in Nogent-sur-Marne unterbrachte. Weitab von den Verführungen von Paris sollten sie hier nicht Gefahr laufen, im selben Maß „zivilisiert“ zu werden wie ihre Vorgänger 1900.³²⁵

Dass die Pariser Stadtbevölkerung diese kuriosen Gesellen abends in den Straßen und Cafés kostenlos zu sehen bekam, war

³²¹ Vgl. Journal de Rouen vom 26.04.1896, zitiert in Montaigne, Rouen 1896, S. 23–24.

³²² La Dépêche vom 07.08.1913, zitiert nach David, Brest, 177, S. 55.

³²³ Vgl. La Meuse vom 16. und 17.09.1905, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 214–215.

³²⁴ So zum Beispiel 1905 in Orléans, vgl. David, Orléans 1905, S. 45. In Rouen war das 15-jährige Mädchen Goné besonders traurig über ihren Abschied, sie war oft von Familien für Spaziergänge in Rouen und Umgebung abgeholt worden, vgl. Patriote de Normandie vom 28.10.1896, zitiert in Montaigne, Rouen 1896, S. 138.

³²⁵ Vgl. Terrier, Auguste: Villages indigènes à l’exposition coloniale. In: Journal des voyages 1907, S. 420.

ein außergewöhnliches Privileg, denn die Leute mussten in der Regel bis zu einen Franc dafür bezahlen, sie in der Ausstellung betrachten zu können. Jean-Michel Bergougniou rechnet vor, dass ein Arbeiter der Stadt Amiens 1906 ein Tagesgehalt von drei Francs erhielt, und an anderer Stelle sagen Bergougniou, Clignet und David, dass im selben Jahr (in Toulouse) für ein Kilogramm Graubrot 30 Centimes und für einen Liter Wein 25 Centimes verlangt wurden.³²⁶ Die „Dörfer“ waren also ein Plaisir, das man sich doch von Zeit zu Zeit leisten konnte. Dass die Besucher durchaus auch mehrmals kamen, belegen zum einen die eigenen Abonnementpreise – in Nantes 1904 etwa fünf Francs –, zum anderen Kommentare, die wie 1903 in Limoges vom „*public accoutumé du village*“³²⁷ sprachen. Ein regelmäßiger Besuch im „Dorf“ hing freilich stark vom Geldbeutel der Leute ab, auch Schuhe oder Armbänder haben sich dort vermutlich nur wenige gegönnt. Die meisten Leute beschränkten sich beim weiteren Geldausgeben viel eher darauf, eine Münze in das Schwimmbecken zu werfen und die Kinder danach tauchen zu sehen oder einem jungen Mann eine Münze zu geben, damit er zeigte, wie er auf eine Palme kletterte. Andere brachten den Kindern neben Spielsachen so viele Kekse und Bonbons mit, dass man im Programmheft von Amiens die Besucher sogar bat, um der Gesundheit der Kinder Willen davon abzusehen.³²⁸ Inwiefern auch hier die Besucher das stets kritisierte Betteln der Kinder selbst verschuldet haben, lässt sich nur vermuten.

Das Verhältnis zwischen Darstellern und Besuchern gestaltete sich ansonsten in aller Regel sehr positiv und so erwähnten viele Zeitungen bei der Abfahrt der ausländischen Gäste häufig nicht nur die große Menschenmenge, die sich zum Abschied am Bahnhof versammelte,³²⁹ sondern auch die vielen Freundschaften, die in den

³²⁶ Vgl. Bergougniou, Amiens 1906, S. 187; Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 133, Fußnote 6.

³²⁷ Vgl. Andrault/David, Nantes 1904, S. 116; vgl. Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 168.

³²⁸ Vgl. Bergougniou, Amiens 1906, S. 191.

³²⁹ In Orléans gab man 1905 aus Angst vor überbordender Freude oder aber vor maßloser Enttäuschung über den Abschied extra eine falsche Abfahrtszeit an und vermied somit den Menschauflauf, vgl. David, Orléans 1905, S. 44.

Monaten des Aufenthaltes entstanden waren. Dass in diesen Aussagen einiges an Wahrheit liegt, belegen die Briefe, die beispielsweise Barbier 1896 der Stadt Rouen und Thiam 1905 einer Zeitung in Orléans zum abschließenden Dank schickten, nachdem die Truppen glücklich nach Senegal zurückgekehrt waren.³³⁰ Natürlich wollten die Impresarios den Städten gut in Erinnerung bleiben und an andere weiterempfohlen werden, angesichts des großen Erfolgs der beiden eben genannten Schauen sind echte Dankesbezeugungen der Beteiligten jedoch weder völlig unglaublich noch verwunderlich.

Wenn es also auch Beleidigungen und vereinzelt sogar tätliche Übergriffe gegeben hat, wenn auch die Stadtbevölkerung Angst hatte vor eingeschleppten Seuchen und vor dem „schwarzen Mann“,³³¹ so sind doch die Neugierde und das wohlwollende Interesse vieler Besucher nicht zu übersehen. Geschenke wurden gemacht, kleine Wörterbücher erstellt³³² und manchmal sogar Pärchen gebildet. Ob zum letzten Punkt so wenige Zeugnisse vorliegen, weil es kaum Pärchen gab oder weil sie einfach keine große Aufregung verursachten, kann nicht gesagt werden.³³³ Interessant ist in jedem Fall, dass die (männlichen) Afrikaner – von den wenigen beleidigenden und rassistischen Kommentaren abgesehen – nicht selten regelrecht als „Opfer“ dargestellt wurden, die sich der vielen Aufmerksamkeit und Sympathiebekundungen der europäischen Frauen nicht erwehren konnten. Als wie wenig skandalös die Zeitgenossen solche Verbindungen zwischen „Weißen“ und „Schwarzen“ manchmal empfunden haben mögen, drückt die halberzige Verteidigung von Louis Henrique in seiner abschließenden

³³⁰ Vgl. Montaigne, Rouen 1896, S. 143; David, Orléans 1905, S. 45.

³³¹ Der einzig bekannte Fall von Aggression war 1905 in Lons-le-Saunier zu verzeichnen, wo Kinder von einem Baum aus Steine auf die Frauen im „Dorf“ warfen, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 163. Ansteckende Krankheiten waren in vielen Städten (in der Regel unnötigerweise) ein Thema, vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 194–197. Vor den „schwarzen Männern“ fürchteten sich zum Beispiel die Frauen in Auxerre, vgl. David, Auxerre 1908, S. 349.

³³² Vgl. Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 220–221.

³³³ Bergougnyou/Clignet/David, Villages noirs, S. 216–218 und S. 237–238 nennen dennoch einige wenige.

Bilanz zur Weltausstellung von 1889 aus:³³⁴ Die „Exoten“ seien nun mal sehr umgarnt und verhätschelt gewesen und da sie den Kontakt mit den „weißen“ Frauen nicht gewohnt waren, reagierten sie auf deren mütterliche Fürsorge eben etwas zu maßlos. Es sei im Übrigen waghalsig zu behaupten, es hätte keinerlei Beziehungen gegeben, die „Exoten“ seien schließlich nicht eingesperrt gewesen. Auch wenn die Geburtenstatistik von Paris im Jahr darauf vielleicht stichhaltige Beweise lieferte, habe man diesen Punkt doch noch nicht überprüft... Angst etwa vor der Vermischung der „Rassen“ sieht jedenfalls anders aus!

³³⁴ Vgl. ebd., S. 217.

6 Vergleich der unvergleichlichen Spektakel

Was auch immer die Zeitgenossen von diesen Begegnungen zwischen Europäern und Nichteuropäern gehalten haben mögen, eines ist sicher: Sie wären ohne Völkerschauausstellungen nicht in diesem Maße möglich gewesen. 1873 veröffentlichte Jules Verne noch ein Buch, in dem von einer Reise um die Erde in 80 Tagen die Rede war. Eine Angelegenheit, die man sich erst mal leisten können musste. Wenige Jahre später warben findige Veranstalter damit, dass man eben jene Reise in ihren Schauen bereits in ein paar Stunden machen könnte. Sowohl in Deutschland als auch in Frankreich stellten die Unternehmer den Lehrzweck ihrer Veranstaltungen in den Mittelpunkt und gaben vor, auf unterhaltsame Weise wissenschaftliche Inhalte und Kenntnisse über „fremde“ Völker zu vermitteln. Während die deutschen Schausteller in den Schulen Werbung machten und eng mit den Anthropologen, Ethnologen und zoologischen Gärten zusammenarbeiteten, kamen die französischen Schausteller – mit Ausnahme derer, die im *Jardin zoologique d'acclimatation* in Paris tätig wurden – viel eher jenen Kreisen entgegen, die sich im Rahmen diverser Ausstellungen für das französische Kolonialreich sowie dessen Bekanntheit, Akzeptanz und Wertschätzung sowohl in der Bevölkerung als auch in der Industrie stark machten. In Deutschland bezweifelte man zwar nicht, dass solche Schauen das Interesse an der kolonialen Sache fördern konnten, doch aus Angst vor den negativen Auswirkungen auf die Ausgestellten selbst wurde deren Anwerbung in den deutschen „Schutzgebieten“ 1901 untersagt.³³⁵

In Frankreich teilte man diese Befürchtungen offensichtlich nicht, die Truppen, die im Rahmen von Welt-, Kolonial- und Gewerbeausstellungen auftraten, entstammten fast ausschließlich

³³⁵ An dieser Stelle mag aber doch die Frage erlaubt sein, ob es nicht auch zum Teil an der Hagenbeckschen Art der Inszenierung gelegen hat, dass Ausschreitungen und schlechtes Benehmen der Besucher in Deutschland eher zu befürchten waren: Die durch Kampf, Akrobatik und Erotik angeheizte Stimmung drohte hier sicherlich leichter zu kippen als bei den eher beschaulichen Veranstaltungen in Frankreich.

dem französischen Kolonialreich.³³⁶ Während man dieses beispielsweise in Paris und Marseille möglichst vollständig repräsentieren wollte, beschränkten sich die kleineren Ausstellungen in der Provinz in der Regel auf ein bis zwei Truppen. Die Senegalesen stellten hier die absolute Mehrheit dar, vermutlich weil sie den Spagat zwischen Unterhaltung auf der einen Seite und Belehrung und Werbung auf der anderen am besten schafften. Auf deutscher Seite wurden andere Kriterien angelegt, die angeworbenen Truppen sollten vor allem die Phantasie der Menschen anregen; das konnten etwa die Inder, Somali und „Indianer“ besonders gut. Drei weitere Faktoren bestimmten die Auswahl der einzelnen Völker in beiden Ländern mit: bestehende Geschäftsverbindungen, da sie die Durchführung erleichterten, aktuelle Ereignisse, da sie das Interesse des Publikums steuerten, und letztendliche die Beliebtheit beim Publikum, da sie die Einnahmen sicherte.

Auffällig ist, dass in Deutschland deutlich mehr Personen das Völkerschaugewerbe professionell betrieben als in Frankreich. Sie kamen nicht selten aus der Schaustellerei selbst oder hatten zumindest Erfahrungen im Tierhandel, wohingegen die französischen Veranstalter in der Regel auf Karrieren im Handel, in der Armee oder in der Kolonialverwaltung zurückblickten. Letztere konnten zumindest bei der Anwerbung auf Unterstützung durch die örtlichen Kolonialbehörden zählen, ganz im Gegensatz zu den deutschen Werbern, die sich trotz ihrer Erfahrung immer wieder mit den Behörden gewisser Länder abmühten, weil die ihre eher unerfahrenen „Schützlinge“ vor Ausbeutung schützen wollten. Das Beispiel der Senegalesen, „Indianer“, Inder und Somali zeigt im Übrigen, dass die „Exoten“ von ihrem Aufenthalt in Europa durchaus sehr profitieren konnten, viele schätzten die Verdienstmöglichkeiten und kamen mehrmals wieder. Dafür mussten sie freilich auch einige Opfer bringen, die Arbeitstage waren lang und insbesondere in Deutschland tourten die Truppen viel durch das Land, um möglichst viele Spielstätten zu bespielen und ein großes Publikum zu erreichen.

³³⁶ Wobei hier freilich nicht die Truppen und Menschen gemeint sind, die in den Pavillons anderer Länder und Kolonien auftraten, sei es nun Schweden, Bayern, Inder oder Javaner.

Für die Besucherzahlen war vor allem die Werbung ausschlaggebend und die scheint in Deutschland tatsächlich professioneller organisiert gewesen zu sein, was daran gelegen haben mag, dass bei der Größe der Unternehmen eigene Pressechefs nicht unüblich waren. Die manchmal erst sehr spät einsetzende Berichterstattung in Frankreich deutet beispielsweise auf Versäumnisse seitens der französischen Veranstalter hin. Dass bunte Werbeumzüge und Plakate in Frankreich seltener waren, hat vermutlich auch daran gelegen, dass die westafrikanischen Truppen bei Weitem nicht so aufregend waren wie die in Deutschland auftretenden Inder oder Somali mit ihren Kostümen und Tieren. An die Stelle der Umzüge trat in Frankreich die Beteiligung an offiziellen Paraden, die Kontextualisierung war somit aber eine ganz andere.

So wie sich schon in der Werbung Abweichungen erkennen lassen, so finden sich auch in der konkreten Inszenierung der „Exoten“ Unterschiede. Die Schauen des Hagenbeckschen Typs betonten den Show-Charakter der Vorführungen und boten ein Programm, das im Lauf der Zeit immer ausgefeilter und spektakulärer wurde. Die Darbietungen auf den Ausstellungen in Frankreich hingegen basierten auf dem Handwerk und gingen nur mit Gebeten, Tänzen und Musikaufführungen darüber hinaus. Gaukler, Akrobaten und Tierdressuren sucht man hier vergebens, die Tätigkeiten entsprachen viel eher dem echten Leben der Darsteller. Auch Kriegstänze und Schaukämpfe gab es nur bei den „Indianern“, Aschanti und Somali, nicht aber bei den Senegalesen. Sie wurden zudem weder bei den Vorführungen noch auf den Plakaten oder Postkarten mit Waffen, nackt oder nur mit Tierfellen bekleidet gezeigt, sie stellten nie die Urform des wilden Afrikaners dar, sondern eher den treuen, produktiven Untergebenen. Bei ihnen wie auch bei den Truppen aus Indochina stand die Arbeit im Vordergrund und selbst auf den tunesischen und algerischen Basaren versuchten die französischen Veranstalter den Gewerbefleiß der Handwerker darzustellen.³³⁷

³³⁷ Dass das nicht immer funktionierte und die nordafrikanischen Darsteller manchmal mehr auf den Absatz als auf die Herstellung ihres Handwerks bedacht waren, ist an mehreren Stellen belegt, vgl. Hale, L'„indigène“ mis en scène en France, S. 316. Siehe auch die „Masche“ eines algerischen Verkäu-

Dieses andere Bild der „Eingeborenen“ soll aber nicht bedeuten, dass bei den Schaustellungen in Frankreich die Stereotypen über die jeweiligen Völker weniger wichtig waren, sie waren einfach etwas anders. Den Vorstellungen des Publikums musste hier wie dort entsprochen werden, damit die Schauen ein Erfolg wurden. In Frankreich scheinen diese Erwartungen leichter erfüllt worden zu sein, das Publikum war mit den recht einfachen Vorführungen von Handwerk und Tänzen zufrieden. Die Besucher in Deutschland hingegen scheinen – und das haben die Veranstalter mit ihrer Werbung teilweise selbst zu verantworten – mehr erwartet zu haben. Auch der Vergleich der Illustrationen, Plakate und Fotos verdeutlicht, wie unterschiedlich die Ziele und Erwartungen in beiden Ländern waren. Waffen, Spektakel, Tiere und Akrobatik auf der einen Seite, dörfliches Leben, häusliche Aufgaben, sittsames Verhalten und zum Teil durchaus vergleichbare Lebenswelten auf der anderen. Für die Organisatoren in Deutschland war die Arbeit dadurch ungleich schwerer, denn um den Träumen von Tausendundeiner Nacht, dem Wilden Westen oder dem mystischen Indien gerecht zu werden, mussten sie stellenweise stark in die Inszenierung eingreifen, was dem Publikum manchmal aber eben auffiel.

Trotz der vereinzelt geäußerten Zweifel hinsichtlich der Authentizität wurden die Schauen im Allgemeinen sehr positiv aufgenommen, denn sie unterhielten das Publikum gut und bestätigten die Europäer – mit Ausnahme derer vielleicht, die eine idealisierende Auffassungen vom glücklichen, sorgenfreien Leben der „Primitiven“ hatten – in ihrem Gefühl der Überlegenheit. Zu grundlegender Kritik an dieser Art der Menschausstellung waren die allerwenigsten Besucher und Beobachter fähig, in der Regel wurden lediglich die Umstände und Inhalte der Darstellung beanstandet, nicht die Darstellung an sich. Beim Lesen der Forschungsliteratur entsteht der Eindruck, dass die menschenunwürdigen Zustände und das unselige Los der Darsteller in Deutschland offenbar etwas häufiger beklagt wurden als in Frankreich; dort wiederum scheint sich

fers, der geschickt die Namen der Passanten herausfindet, um Sie dann persönlich anzusprechen und in seinen Laden zu locken, vgl. *Courrier de Paris*. In: *L'Illustration* vom 14.07.1900.

die Kritik vor allem am mangelnden Respekt und am Unverständnis des Publikums entzündet zu haben.³³⁸

Dass den „Exoten“ auf den französischen Ausstellungen ganz prinzipiell mit mehr Achtung begegnet wurde, lässt sich überdies daran ablesen, dass die erotische Ausstrahlung ihrer Körper, anders als etwa bei den Aschanti, deutlich seltener angesprochen oder gar in Szene gesetzt wurde. Des Weiteren unterschieden sich auch die Begegnungen mit prominenten Besuchern von jenen in Deutschland, wo die Visiten von Politikern normalerweise lediglich deren Zerstreuung dienten. In Frankreich glichen diese Besuche eher offiziellen Empfängen, bei denen französische Lokalpolitiker Staatsbürger aus Übersee begrüßten. Nicht zuletzt sorgten auch die Rahmenbedingungen dafür, dass die „Eingeborenen“ nicht nur als Objekte der europäischen Neugierde, sondern auch als handelnde Subjekte wahrgenommen werden konnten. Insbesondere die Kontakt- und Austauschmöglichkeiten auf Bällen und bei Wettbewerben zeigten, dass es sich hier um fast schon als gleichwertige angesehene Geschöpfe handelte. Dass viele der Darsteller sogar ein wenig Französisch konnten, mag den Effekt noch bestärkt haben, denn die sprachliche Ausdrucksfähigkeit gab den Menschen zusätzlich die Möglichkeit, selbstständig von sich und ihren Bräuchen zu erzählen.³³⁹ Angemerkt sei dennoch, dass diese Begegnungen selbst in Frankreich nicht völlig unkontrolliert abliefen, den „Eingeborenen“ war es hier in der Regel genau so wenig wie in Deutschland erlaubt, alleine das Gelände zu verlassen.

Abschließend mag man sich die Frage stellen, ob die Veranstalter ihre vorgegebenen Ziele eigentlich erreicht haben bzw. überhaupt erreichen konnten und wollten. Dass die Schauen in

³³⁸ Die Beobachtung Balthasar Staehelins, dass bei der Berichterstattung über das (französische) „Senegalesendorf“ in Basel weniger Tiermetaphern als bei anderen Schauen benutzt wurden, wäre eine eigene sprachliche Analyse von Zeitungstexten beider Länder wert, vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 103.

³³⁹ Dass sie sich damit im Fall des Falles sogar verteidigen und Beleidigungen Paroli bieten konnten, ist ebenfalls belegt, so zum Beispiel im Fall eines Kanaken, der 1889 auf Beleidigungen antwortete, vgl. de Varigny, Henry: Le palais des colonies. In: La Nature 1900, 2. Semester, S. 347–348, hier S. 348.

Deutschland wissenschaftlichen Wert hatten, bestätigten und verteidigten die Forscher der *BGAEU* in der Regel gerne, weshalb die Shows ja selbst den Schulen als Lehrveranstaltungen angepriesen werden konnten. Für die Interessen der physischen Anthropologen mag das zutreffend gewesen sein, sie konnten dank des ihnen gebotenen – und damals tatsächlich so genannten – „Materials“ viele Daten für ihre Rassenforschung sammeln. Vom ethnologischen Standpunkt aus, also etwa bezüglich der Gerätschaften, der religiösen Vorstellungen und des sozialen Lebens der Darsteller, wurden hingegen nur bescheidene Erkenntnisse erzielt, was unter anderem auch daran gelegen hat, dass der Nutzen von ethnologischen Untersuchungen außerhalb des natürlichen Lebensumfeldes der Menschen bereits von den Zeitgenossen in Zweifel gezogen wurde.³⁴⁰ Nachdem Probleme mit „zusammengewürfelten“ Truppen immer häufiger wurden, zog sich die Wissenschaft in Deutschland ab der Jahrhundertwende langsam aus den Schaustellungen zurück.³⁴¹

Auch wegen des Eingriffs der deutschen Impresarios in die Inszenierung boten die Schauen des Typs *Hagenbeck* vom ethnologischen und soziologischen Standpunkt aus also recht wenige neue Einsichten, das Publikum konnte eben gerade nicht sehen, wie „fremde“ Völker wirklich lebten. Vielmehr standen die physischen Merkmale und der Körperbau der Vorführenden im Mittelpunkt des Interesses der Besucher, was nicht zuletzt auch die Zeitungsartikel der Zeit belegen. Dass unter diesen Bedingungen die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft in Deutschland ziemlich forciert wurde, kann daher nicht weiter verwundern. Die Veranstalter waren ganz offensichtlich auf die anerkennenden Kommentare der Forscher angewiesen, um den sensationsheischenden Veranstal-

³⁴⁰ Sehr früh schon wurde in der Zeitschrift für Ethnologie Kritik in diese Richtung geäußert, vgl. Verhandlungen der *BGAEU* 1879, S. 118. Auch in Paris wurden bereits 1880 Stimmen laut, die fragten, ob die Truppen überhaupt für ihre Völker repräsentativ seien und ob nicht die weite Reise und der teils lange Aufenthalt in Europa Einfluss auf ihr Verhalten gehabt haben könnten, vgl. Schneider, *An empire for the masses*, S. 131–136.

³⁴¹ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 302. Die Veranstalter mieden in diesen Fällen die wissenschaftlichen Gesellschaften komplett, damit diese die Täuschung nicht offen legten.

tungen irgendwie noch einen seriösen Anstrich zu verpassen und dem Publikum glaubhaft vorspielen zu können, dass das, was dort vorgeführt wurde, wirklich dem echten Leben der Darsteller entsprach.

Diese Authentizitätsprobleme bestanden bei den „Eingeborenendörfern“ in Frankreich kaum, die Handwerker übten ganz offenbar wirklich ihre richtigen Berufe aus und selbst die restlichen Vorführungen wirkten – wohl auch, da sie nicht so spektakulär waren – ziemlich echt. Rückhalt aus der Wissenschaft war sicher nicht abträglich, trotz allem aber nicht zwingend notwendig, um das Publikum von der Seriosität der Darstellungen zu überzeugen. Wissenschaftliche Untersuchungen gab es in den „Dörfern“ außerhalb von Paris offenbar sowieso nicht, lediglich zu den Ausstellungen in der Hauptstadt ist die rege Tätigkeit der Forscher belegt.³⁴² Bemerkenswert hierbei ist übrigens, dass sich von den auf der Weltausstellung 1889 untersuchten „Exoten“ ausschließlich Senegalesen – alle Frauen und einige der Männer – den Vermessungen verweigert haben.³⁴³ Die genaue Begründung ist leider nicht bekannt, doch deutet das auf ein gewisses Selbstbewusstsein der Gruppe hin.

Ansonsten stand die Anthropologie aber nicht eben im Mittelpunkt der „Eingeborenendörfer“, es ging auch bei der Inszenierung weniger um das außergewöhnliche Aussehen oder die „Rasse“ der Darsteller als vielmehr um die Sitten, die Gebräuche und die Arbeitsweise der unterworfenen Völker. Die Veranstalter gaben vor, mit den Darbietungen die moralischen Verpflichtungen sowie den wirtschaftlichen und politischen Nutzen der Kolonialisierung zu veranschaulichen; ob die Botschaft bei den Besuchern immer ankam, ist jedoch ungewiss. Nicht wenige waren insbesondere auf den Weltausstellungen von der Menge der Eindrücke und dem Rausch der Bilder einfach überwältigt und überfordert.³⁴⁴ Schon 1889 wur-

³⁴² de Varigny, Henry: Le palais des colonies. In: *La Nature* 1900, 2. Semester, S. 347–348, hier S. 348.

³⁴³ Vgl. David, Paris 1889, S. 190.

³⁴⁴ Vgl. Schneider, *An empire for the masses*, S. 190–191. Wörner, Martin: *Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900*. Münster u. a. 1999, S. 96 zitiert beispielsweise aus einem Projekt für ein „Schweizer Dorf“, das 1900 nachgebaut werden sollte. Die Organisatoren

den in Paris das „*zizi boum-boum de la Rue du Caire et les carnavaux exotiques de la place des Invalides*“³⁴⁵ – wo sich die Sektion der Kolonien befand – kritisiert. Im Jahr 1900 mussten sich die Organisatoren dann den Vorwurf gefallen lassen, den Lehrzweck gegen puren Exotismus eingetauscht zu haben.³⁴⁶ Und als man 1922 die zweite Kolonialausstellung in Marseille organisierte, wollte man sich von dem „*bazar oriental*“ und dem „*bric-à-brac exotique*“ der vorausgegangenen Ausstellungen explizit abheben.³⁴⁷

Bis einschließlich des Jahres 1900 nahm der Unterhaltungsschaarakter der Weltausstellungen auch deshalb etwas überhand, weil die meisten Attraktionen – wie auch auf den Ausstellungen in der Provinz – von lizenzierten Privatunternehmern angeboten oder animiert wurden, die den Organisatoren der Ausstellung viel Geld zahlen mussten und deswegen das zeigten, was dem Publikum mit Sicherheit gefiel und viel Profit abwarf.³⁴⁸ Selbst als die Behörden von 1906 an die Auswahl und die Darbietungen der Unternehmer stärker überwachten, konnte sie auf ein gewisses Unterhaltungsmoment doch nicht verzichten. So informativ, wichtig und lehrreich die Ausstellung etwa von Importwaren, Fotos und Ethnographica auch war, so unabdingbar war doch die Zerstreung der Besucher bei Festumzügen, Tanzvorführungen oder auf orientalischen Basaren. Bevor man die Bevölkerung für die koloniale Sache einnehmen konnte, musste man sie erst mit einer Attraktion auf das Gelände locken. Wenn das einzige Verdienst der Schauen aber letztlich darin bestand, Publikum in die Ausstellungen zu ziehen und ganz generell etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Kolonien zu lenken, war das angesichts der hoch gesteckten Ziele doch eine recht magere Ausbeute. Der Beweis, dass sich der militärische und

warben damit, es sei ein Ruhepol, während die anderen Attraktionen der Ausstellung „*un véritable surmenage intellectuel*“ seien.

³⁴⁵ Vgl. Leprun, *Le théâtre des colonies*, S. 130.

³⁴⁶ Deutlich und ausführlich wurde der Exotismus kritisiert von Talmeyr, Maurice: *L'école du Trocadéro*. In: *Revue des deux mondes*, November 1900, t. 162, S. 198–213. Genau das hatte ja zu einer eigenen Kolonialausstellung 1906 in Marseille geführt.

³⁴⁷ Vgl. Lemaire, Sandrine: *Le „sauvage“ domestiqué par la propagande coloniale*. In: Bancel, *Zoos humains*. S. 275–283, hier S. 276.

³⁴⁸ Vgl. Wörner, *Vergnügung und Belehrung*, S. 121–122.

finanzielle Einsatz in den Kolonien wirklich rentierte, war mit den „Eingeborenendörfer“ selbst nicht zu erbringen, so pittoresk sie auch waren.

Auf den kleinen Ausstellungen in der Provinz war die Lage ähnlich, der vorgegebene Werbeeffekt für die Kolonien wurde auch dort nicht wirklich erreicht. Selbst wenn in den Broschüren hier und da die Import- und Exportgüter genannt wurden und die Kolonialisierung der betreffenden Regionen als Rahmen fast immer präsent war, so gab doch die konkrete Inszenierung des „Dorfes“ und seiner Bewohner keinen weiteren Hinweis mehr darauf. Man hätte beispielsweise die Darsteller in Schuluniformen oder als Soldaten präsentieren können, um den Einfluss der Franzosen in den Kolonien besser zu veranschaulichen. Oder man hätte noch mehr Truppen aus Indochina anwerben können, das vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht als echte Musterkolonie galt und inhaltlich somit noch besser zu den Ausstellungen gepasst hätte.³⁴⁹ Die Veranstalter entschieden sich jedoch für die Völker, die dem französischen Auge mehr zusprachen, und setzten sie so in Szene, wie sie dem Publikum am besten gefielen: als Exoten.³⁵⁰

Dass die Schauen der französischen Ausstellungen tatsächlich keinen genuin kolonialpropagandistischen Charakter hatten, sondern sich problemlos in verschiedene Kontexte einfügen ließen, wird daran deutlich, dass die Verantwortlichen der Zoos und Panoptiken sich auf den Pariser Weltausstellungen nach neuen Attraktionen umschaute.³⁵¹ Genauso gut konnten derartige „Eingeborenendörfer“ auf dem Champ-de-Mars in Paris, auf dem Jahrmarkt in Bordeaux, im Zoologischen Garten Basel oder auf der Letzigrund in Zürich zu sehen sein.³⁵² Diese Orte standen für Unter-

³⁴⁹ Der tatsächliche Aufstieg dieser Kolonie begann vor allem nach der Jahrhundertwende, vgl. Aldrich, Robert: *Greater France. A history of French overseas expansion*. Basingstoke/London 1996, S. 188–192.

³⁵⁰ Vgl. dazu auch die Gedanken bei Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 184.

³⁵¹ Vgl. Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 76 und S. 144; Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 86.

³⁵² Vgl. Regnault, Félix: *Exposition ethnographique de l'Afrique occidentale au Champ-de-Mars à Paris*. In: *La Nature* 1895, 2. Semester, S. 183–186; Andrault/David, *Nantes 1904*, S. 119, Fußnote 16; Staehelin, *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel*, S. 36; Brändle, *Wildfremd, hautnah*, S. 113–115.

haltung, nicht etwa für Kolonialpropaganda. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der Spielstätten in der Schweiz – einem Land, dem man schwerlich imperiales Streben nachsagen kann.³⁵³ Die „Dörfer“ waren zwar sicherlich gut dazu angetan, das Überlegenheitsgefühl der Europäer zu stärken, vor allem aber sollten sie die Kassen füllen. In Anbetracht dessen, dass Vigé bei Vertragsabschluss seine „Eingeborenendörfer“ nicht einmal erwähnte, sondern den ihm zugesprochenen Platz für Vergnügungsetablissemments erst im Lauf der Vorbereitungen mit dieser Attraktion versah, wird klar, dass die „Dörfer“ für ihn wirklich nur rein kommerziellen Wert hatten.³⁵⁴ Wenn auch die offiziellen Stellen die Schauen im Nachhinein anerkennend in den allgemeinen Rahmen der Ausstellungen einordneten, umso besser.

Die Unterschiede, die hinsichtlich der Rahmenbedingungen, der Inszenierung und der Legitimierung sichtbar werden, sind bezeichnend und können zum Großteil historisch begründet werden. Dennoch entsprangen die Schauen einer gemeinsamen Idee und verfolgten im Grunde dieselben Ziele: Selbst wenn Abstufungen erkennbar geworden sind, ist es sowohl in Bezug auf Deutschland als auch in Bezug auf Frankreich gerechtfertigt, vom „Geschäft mit dem Fremden“ zu sprechen. Zuletzt stellt sich nämlich die Frage, ob diese sensationsheischende Art der Inszenierung in beiden Ländern wirklich nötig war und ob nicht andere Methoden den vorgegebenen Zielen viel eher entsprochen hätten. Die fiktive Veranstaltung, die Balthasar Staehelin zum Beispiel vorschlägt, wäre sicherlich besser dazu angetan gewesen, „fremde“ Völker kennenzulernen: *„Mitmenschen aus dem Kamerun in Basel – Einladung zu einem gemeinsamen Mittagessen und anschliessendem Stadtrundgang.“*³⁵⁵

³⁵³ Dass es in der Schweiz dennoch dieselben Bilder und Repräsentationen der Kolonisierten gab wie in den Nachbarländern, soll damit gar nicht in Abrede gestellt werden, vgl. Minder, Patrick: La construction du colonisé dans une métropole sans empire: le cas de la Suisse (1880–1939). In: Bancel, Zoos humains. S. 227–234.

³⁵⁴ Vgl. Bergougniou/Clignet/David, Villages noirs, S. 126–127.

³⁵⁵ Vgl. Staehelin, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, S. 96, Fußnote 197.

Solch ein Titel verspricht Ruhe, Austausch und Respekt, nicht Exotik, Unterhaltung und einseitige Belustigung.

Zuletzt ist noch ein weiterer Einwand Staehelins zu berücksichtigen: Wie viel Wissen über „fremde“ Kulturen konnte bei einer Veranstaltung vermittelt werden, bei der die Besucher nur zusehen?³⁵⁶ Rein durch Zuschauen konnten religiöse Zeremonien oder Abläufe des sozialen Zusammenlebens unmöglich verstanden werden.³⁵⁷ Natürlich erlaubten die räumlichen und sprachlichen Kontaktmöglichkeiten immerhin in Frankreich einen gewissen Austausch, doch bei der Kürze des Aufenthaltes ist nicht davon auszugehen, dass dem Besucher mehr als ein oberflächlicher Eindruck vom Leben der „Exoten“ vermittelt werden konnte, sondern dass er viel eher in seinen bereits vorhandenen Vorurteilen bestätigt wurde. Die so genannte *teilnehmende Beobachtung*, die erst nach dem Ersten Weltkrieg in der Ethnologie häufiger angewandt wurde, konnten die Völkerschaustellungen freilich nicht ermöglichen. Ihrem Anspruch, authentisches Wissen zu vermitteln, wurden die Schauen aber eben aus diesem Grund absolut nicht gerecht. Die Reise um die Erde in wenigen Stunden: eine tolle Idee, aber leider unmöglich.

Dass indes das vollständige Wissen um die Völker dieser Welt wirklich angestrebt wurde bzw. überhaupt erstrebenswert war, ist unwahrscheinlich. Das Vergnügen des Publikums war vor allem dann gesichert, wenn es den „Exoten“ in mangelnder Sachkenntnis einfach bestimmte Rollen selbst zuschreiben konnte. Vergnügen war dabei jedoch nicht alles, die außereuropäischen Menschen waren vielmehr noch eine Projektionsfläche für die Träume der Europäer, insbesondere für den Traum vom sorglosen Leben ohne gesellschaftliche Zwänge. Die imaginierte Welt der „Exoten“ bildete genau das Gegenstück zur technisierten, industrialisierten und

³⁵⁶ Vgl. ebd., S. 71.

³⁵⁷ Vgl. Corbey, Raymond: Ethnographic showcases, 1870–1930. In: *Cultural anthropology* 8 (1993), S. 338–369, hier S. 359–363; Bennett, Tony: The exhibitionary complex. In: *New formations* 4 (1988), S. 73–102. Schon Kolumbus fiel auf, dass die „Indianer“, denen er in Amerika begegnete, entgegen europäischer Gewohnheit die Fremden nicht anstarrten oder eventuell anfassten, sondern beschnupperten, vgl. Goldmann, Wilde in Europa, S. 264.

gezwungenen bürgerlichen Welt der Europäer.³⁵⁸ Diese Rollenzuweisung war erst jetzt, im 19. Jahrhundert, durch den rapide zunehmenden Kontakt mit „fremden Welten“ in dem Maße möglich und nötig geworden. Die Erfahrung musste intellektuell verarbeitet, die Angst gebannt und die Andersartigkeit erklärt werden, biologische und kulturelle Stereotypen stellten dabei eine geeignete Möglichkeit dar, das Fremde zu erfassen und zu beherrschen. Indem man den Anderen eine Identität zuwies, schuf man sich selbst eine eigene, grenzte sich ab und vergewisserte sich seiner Selbst. Der Besuch einer Völkerschauausstellung war demzufolge eher eine Reise ins europäische Selbst als eine Reise um die Erde.

³⁵⁸ Vgl. zu den folgenden Ausführungen Kramer, Fritz: *Verkehrte Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. ²1981, S. 7–8 und S. 69–70. Abgrenzung und Alltagsflucht waren aber auch innerhalb Europas möglich. Abgrenzung fand vor allem gegenüber dem Proletariat und der ungebildeten Landbevölkerung statt. Die romantischen Bergwelten der nachgebauten „Schweizer Dörfer“ und die historisch anmutenden Viertel „Alt-Berlin“, „Alt-Paris“ oder „Alt-Antwerpen“ auf den Weltausstellungen hingegen waren eine deutliche Kritik am Fortschritt und drückten den Wunsch nach einer Rückkehr zur „guten, alten Zeit“ aus. Zudem waren sie identitätsstiftend, die Besucher konnte sich ihrer Geschichte und ihrer Kultur vergewissern, vgl. Wörner, *Vergnügung und Belehrung*, S. 92–96 und S. 114–123; Brulhard, Armand: *Le village suisse de Genève à Paris, 1896–1900 ou la fabrication du rétro*. In: Leïla el-Wakil/Pierre Vaisse (Hrsg.): *Genève 1896. Regards sur une exposition nationale*. Genf/Paris 2000. S. 109–118. Nicht zuletzt waren die Dörfer aber auch einfach Werbung für den Tourismus.

7 Das Ende der Schauen und ihre Spätfolgen

Haben die Europäer sich selbst heute also gefunden? Ist das der Grund, weshalb es keine Völkerschaustellungen mehr gibt? Zunächst die Antwort auf die zweite Frage: Die Völkerschaustellungen wurden von dem Moment an überflüssig, ab dem andere Mittel denselben Zweck besser erfüllten. Die deutschen Schausteller hatten, wenn sie es auch nicht gerne zugeben wollten, vor allem die Unterhaltung des Publikums zum Ziel. Der Film aber, der in den 1920er Jahren zum Massenmedium avancierte, lieferte diese Unterhaltung bald einfacher und effektvoller als die Schauen im Zoo, denn mit Nahaufnahmen, Kulissen, Beleuchtung und später auch Musik konnte er die vom Besucher erwarteten Geschichten, Kämpfe und schönen Körper noch detailreicher und überzeugender präsentieren.³⁵⁹ Insbesondere dieser Konkurrent verhinderte nach dem Einbruch des Völkerschaugewerbes im Ersten Weltkrieg den Wiederaufstieg der Schauen.

In Frankreich hatte eine vergleichbare Entwicklung stattgefunden, schon 1916 wurde gefordert, dass der Film als eine neue Methode sowohl der Kolonisation als auch der Kolonialpropaganda angewendet werden sollte. Dem heimischen Publikum könnte der (in Übersee gedrehte) Film die Fortschritte der Kolonisierung zeigen, dem „Eingeborenen“ hingegen deren Macht vor Augen führen.³⁶⁰ Natürlich sollte auch der Film dem Publikum gefallen und seine Neugierde wecken, die Filmemacher steckten also im selben Dilemma wie die Völkerschausteller. Für beide Länder gilt daher: Ohne prinzipielle Änderungen führte der Film die Völkerschaustellungen fort. Selbst für den Fall, dass geschminkte „weiße“ Schauspieler die „Exoten“ spielten, blieben die Stereotypen weiter bestehen und bildeten die Grundlage der Inszenierung.

Ein weiteres Problem sowohl für die Schauen in Deutschland als auch in Frankreich war, dass man immer weniger geeignete Völker oder Individuen fand, die den Zielen der Veranstaltungen entsprachen. Die Schausteller in Deutschland hatten es im 20.

³⁵⁹ Vgl. Dreesbach, *Gezähmte Wilde*, S. 314–316. Die Schausteller mit etwas Erfahrung und Weitsicht, etwa Carl Hagenbeck und Carl Gabriel aus München, stiegen nicht umsonst frühzeitig ins Filmgeschäft ein.

³⁶⁰ Vgl. Deroo, *Le cinéma gardien du zoo*, S. 385.

Jahrhundert immer häufiger mit Truppen zu tun, die zu sehr an die westliche Welt akkulturiert waren und die archaische Lebensweise nicht mehr überzeugend darstellten konnten.³⁶¹ Den Franzosen wiederum war es nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr möglich, jene Untergebenen, deren Blut für das „Mutterland“ geflossen war, in nachgebauten „Dörfern“ als Halbzivilisierte auszustellen. Die Bevölkerung war durch die Stationierungen vor allem von westafrikanischen Soldaten in Frankreich nicht nur persönlich mit letzteren in Kontakt gekommen, sondern war ihnen für die erbrachten Opfer zusätzlich zu Dank verpflichtet. Der Empfang, den die Bevölkerung von Brest den Bewohnern des „Eingeborenendorfes“ 1928 am Bahnhof bot, wie auch die Eröffnungsrede des Kolonialministers Perrier zeugen von einer ganz neuen Sicht auf die ehemaligen Halbwilden; sie zeugten von Respekt, Freude und sogar ein wenig Brüderlichkeit.³⁶²

Nicht ganz unwichtig war auch, dass die Organisatoren immer größere Schwierigkeiten hatten, wirkliche Neuheiten zu beschaffen. Die europaweit auftretenden „Lippen negerinnen“ der 1930er Jahre, die als Kannibalen inszenierten Kanaken im *Jardin d'acclimatation* 1931 und das internationale „Liliputanerndorf“ der Pariser *Exposition internationale* 1937 zeigen, dass man der sinkenden Nachfrage und dem abnehmenden Interesse mit immer kurioser werdenden Truppen begegnen wollte.³⁶³

Dass die Darstellung von Menschen als „Wilde“ spätestens in den 1930ern nicht mehr widerstandslos möglich war, zeigt die Kritik an der eben genannten Vorführung der Kanaken 1931 – Kritik, die nicht nur von den Zuschauern, sondern auch von den Ausgestellten selbst kam.³⁶⁴ Letztere begannen sich vor dem Zweiten Weltkrieg zunehmend gegen die herabwürdigenden Zurschaustellungen zu wehren, die Senegalesen beispielsweise beschwerten

³⁶¹ Vgl. Thode-Arora, Für fünfzig Pfennig um die Welt, S. 167.

³⁶² Vgl. David, Brest, 178, S. 61 und S. 63.

³⁶³ Vgl. Bancel, Nicolas/Forsdick, Charles/Minder, Patrick: L'effacement des exhibitions ethniques. In: Blanchard/Boëtsch/Jacomijn Snoep, Exhibitions. S. 318–343, hier S. 336.

³⁶⁴ Vgl. Dauphiné, Joël: Canaques de la Nouvelle-Calédonie à Paris 1931. De la case au zoo. Paris 1998, S. 81–101.

sich, 1937 auf der Weltausstellung nur in Form eines Schusters und eines Silberschmieds vertreten zu sein.³⁶⁵ Während in Frankreich 1931 die letzten „Eingeborenendörfer“ und 1937 zum letzten Mal Handwerker auf einer Ausstellung zu sehen waren, brach mit der „Deutschen Afrika-Schau“ in Deutschland ein neues, wenn auch sehr kurzes Kapitel an: Von 1935 bis 1940 traten in dieser staatlich unterstützten, zirkusähnlichen Wanderschau schwarze Deutsche und Migranten mit Tänzen und Gesängen auf. Für die Behörden war die Schau aus zwei Gründen attraktiv: Als ehemalige „Schutzbefohlene“ zeigten die Afrikaner die vermeintliche Fähigkeit der Deutschen zur Kolonialisierung auf, und für die eher rassenpolitisch interessierten Kreise war sie eine Möglichkeit, die schwarze Bevölkerung sichtbar aus dem „Volkskörper“ auszuschließen.³⁶⁶

Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Zusammenbruch der Kolonialreiche war diese fremdbestimmte Inszenierung außereuropäischer Menschen zur Belustigung der Europäer auf Grund moralischer Bedenken nicht mehr möglich. Es gab in den 1950er Jahren zwar noch vereinzelt Schauen, ihnen war jedoch kein Erfolg beschieden.³⁶⁷ Völkerschauausstellungen wurden jetzt nämlich von einer anderen Art der Begegnung endgültig abgelöst: dem Ferntourismus. Reisen in die Südsee, an die westafrikanische Küste, nach In-

³⁶⁵ Vgl. Lüsebrink, Hans-Jürgen: La Grande Nation et ses provinces. De la fonction créatrice d'identité des expositions coloniales, à l'exemple de la France. In: Debusmann/Riesz, Kolonialausstellungen. S. 135–156.

³⁶⁶ Zur Deutschen Afrika-Schau vgl. Lewerenz, Susanne: Die Deutsche Afrika-Schau (1935–1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzung im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M. u. a. 2006 und Forgey, Elisa: „Die große Negertrommel der kolonialen Werbung“: Die Deutsche Afrika-Schau 1935–1943. In: WerkstattGeschichte 9 (1994), S. 25–33.

³⁶⁷ Klös, Völkerschauen im Zoo Berlin, S. 79 spricht beispielsweise von einer erfolglosen „Lappländer“-Schau 1952 und einer (anscheinend nie realisierten?) Afrika-Schau 1953. Bancel/Forsdick/Minder, L'effacement des exhibitions ethniques, S. 340 nennen als letzte derartige Schau überhaupt in Europa das „kongolesische Dorf“ auf der *Exposition universelle et internationale de Bruxelles* von 1958, das aber – unter anderem nach Protesten der kongolesischen Studenten in Belgien – geschlossen werden musste: Die Handwerker waren geschockt darüber, wie sie von den Besuchern angeschaut wurden, und verließen daraufhin das „Dorf“.

dien und nach Südamerika gaben einer stetig wachsenden Anzahl von Menschen die Möglichkeit bzw. den Eindruck, „fremde“ Länder, Völker und Sitten wirklich kennen zu lernen. Dass aber abendliche Tanz- und Musikdarbietungen der Einheimischen in Restaurants und Hotelanlagen den Völkerschaustellungen in gewissen Punkten gefährlich nahe kommen und dabei oft nur dieselben von Europäern geschaffenen Stereotypen bedienen, ist den meisten Reisenden bis heute nicht bewusst. Historische Phänomene wie die Völkerschaustellungen im Nachhinein zu kritisieren, fällt nicht schwer, häufig wird dabei jedoch übersehen, in welchem Maß und mit welcher Selbstverständlichkeit Exotik eben auch heute noch konsumiert wird. Dass die moralische Kritik an den damaligen Praktiken sich zudem wissenschaftlich nicht wirklich fruchtbar machen lässt, sei hier nebenbei noch angemerkt.

Wenn man nun nach dem Einfluss fragt, den die Völkerschaustellungen auf die Menschen gehabt haben, so darf man diesen nicht in den konkreten Vorstellungen suchen, die sie sich von den „Exoten“ machten. Die Stereotypen waren zum allergrößten Teil sehr viel älter als die erste „Lappländer“-Schau Hagenbecks und insbesondere für Frankreich ist anzuzweifeln, dass der einmalige Auftritt einer westafrikanischen Truppe – denn kaum eine Stadt erlebte jemals mehr als ein „Eingeborenendorf“ – die Ansichten der Leute langfristig beeinflussen konnte. Klischees und Vorurteile wurden durch andere Medien wie die Zeitungen noch viel stärker verbreitet, die Schaustellungen waren nur ein Mittel unter vielen.

Der Einfluss, den die Schauen auf die Europäer ausgeübt haben, ist viel eher in der Art zu suchen, mit der jene den „Exoten“ begegneten. Gemäß der damaligen Überzeugung, dass das Auge ausreichte, um die Welt zu verstehen, setzte sich auch die Idee fest, dass man durch die reine Zurschaustellung von Menschen etwas über ihre Kultur und ihr Leben lernen könnte. Heute ist der Primat des Sehens bei der Wissensvermittlung – etwa in Museen, Schulen und Fernsehen – immer noch gültig. Dabei aber einen Bogen von den Völkerschaustellungen über die medizinischen Menschenversuche, die Eugenik und die Konzentrationslager bis hin zu den Leichenpräparaten eines Gunther von Hagens zu ziehen und daraus eine speziell deutsche Art des (An-)Schauens abzuleiten, die sich

insbesondere durch ihren unmenschlichen Charakter ausgezeichnet,³⁶⁸ ist ziemlich gewagt, vor allem wenn man bedenkt, dass das Prinzip Völkerschau in anderen Ländern ebenfalls großen Erfolg hatte und jahrzehntelang gängige Praxis war.

Allen Einwänden zum Trotz gibt es heute tatsächlich noch Veranstaltungen, bei denen „fremde“ Völker ausgestellt werden und bei denen die Traditionslinien deutlicher erkennbar und die Zusammenhänge weniger konstruiert sind: Mitte der 1990er Jahre gab es im Safari Parc in der Nähe von Nantes das „Village de Bamboula“ mit 25 Männern, Frauen und Kindern aus der Elfenbeinküste zu sehen. Im Tierpark der belgischen Stadt Yvoir sammelten 2002 acht Baka-Pygmäen aus Kamerun in einem nachgebauten „Dorf“ mit Tänzen und Gesängen Geld für Hilfsprojekte. Im „African Village“ des Augsburger Zoos sollten 2005 vier Tage lang 40 Stände mit Essen, Kunsthandwerk und Reiseinfos sowie Musiker und Künstler der Bevölkerung „die afrikanische Kultur näher bringen“. 2008 stellten 40 Angehörige von vier chinesischen Minderheiten einen Monat lang ihre Trachten, Tänze und Gesänge im *Jardin d'acclimatation* vor. Der Zoo im brandenburgischen Eberswalde veranstaltete 2012 schon seine achte „Afrikanische Nacht“ zu Gunsten der San in Namibia – Trommeln und Tanzen, Blasrohrschießen und nachtaktive Zootiere inklusive.³⁶⁹

Solche Extrembeispiele sind heute in Europa freilich die Ausnahme, doch die Herangehensweise ist dieselbe, wenn unter dem Deckmantel der interkulturellen Begegnung etwa afrikanische Kul-

³⁶⁸ Vgl. Zickgraf, Völkerschau und Totentanz, passim. Zickgraf lässt sich auf S. 87 bei einer Bildunterschrift zur *Gefangennahme eines gläubigen Juden* gar zu der Bemerkung hinreißen: „Die Soldaten im Hintergrund zeigen ähnliche Gesichtsausdrücke wie Besucher von Völkerschauen: eine Mischung aus Belustigung und Verachtung.“ Ob man vom vermeintlich ähnlichen Gesichtsausdruck der Betrachter tatsächlich auf Kontinuitäten und Gemeinsamkeiten schließen darf, ist doch zweifelhaft.

³⁶⁹ Zum „Village de Bamboula“ vgl. Bancel, *Zoos humains*, S. 421; zu den Baka vgl. Berhuse, S.: L'affaire des Baka du Cameroun en Belgique, <http://archive.indymedia.be/news/2002/09/31136.html>; zu den chinesischen Gruppen vgl. <http://www.amb-chine.fr/fra/zfzj/whjw/t428609.htm>; zu den Beispielen aus Deutschland vgl. die ausführliche Dokumentation auf <http://blog.derbraunemob.info/>.

turtage mit Trommelgruppen und Verkäufern von Kunsthandwerk oder „Arabische Nächte“ mit kulinarischen Spezialitäten und Bauchtanzgruppen organisiert werden. Wenn die Veranstalter dabei immer wieder betonen, dass sie Gelegenheiten zum Kennenlernen einer „fremden“ Kultur bieten wollen, verwechseln sie ganz offensichtlich Information mit Unterhaltung. Auch angesichts der weltweiten Migration sind solche exotisierenden Musik-, Tanz- und Fressspektakel eigentlich ziemlich absurd. Man sollte meinen, dass es in deutschen und französischen Schulen, U-Bahnen oder Cafés heute genügend „Exoten“ gibt, mit denen man ins Gespräch kommen könnte. Dass es den meisten Menschen jedoch nicht wirklich um den Austausch, sondern lediglich um den Rausch der Bilder, Gerüche und Geräusche geht, belegt das Interesse des Publikums: Feste mit bunt gekleideten Künstlergruppen haben einen sehr viel größeren Zulauf als etwa Diskussionsabende mit peruanischen Gewerkschaftsvertretern oder somalischen Bürgerkriegsflüchtlingen.

So lange jedoch außereuropäische Menschen und das Bild, das man sich von ihnen macht, der Unterhaltung der Europäer dienen, kann von einer gleichberechtigten kulturellen Begegnung nicht die Rede sein. Die Heiterkeit, die die Bücher von Mrs. Mortimer – die ja erst vor wenigen Jahren in Auszügen neu aufgelegt worden sind – bei den heutigen Lesern verursachen, beweist zwar, dass die meisten Vorurteile tatsächlich als völlig lächerlich angesehen werden, wenn man sie nur einmal offen ausspricht. Wie tief sie dennoch in der Gesellschaft verwurzelt sind, zeigen beispielsweise die Produktwerbung, die Medienberichterstattung oder die so genannte „Entwicklungshilfe“. Der Wunsch, „unterentwickelten“ Gesellschaften um jeden Preis zur europäischen „Zivilisation“ zu verhelfen, drückt nicht nur eine recht paternalistische Geisteshaltung aus, sondern zeigt ferner, dass der Ethnozentrismus der Europäer dem Kulturrelativismus immer noch nicht gewichen ist. Die Vorstellung von „zurückgebliebenen“, „unkultivierten“ und „unzivilisierten“ Völkern ist nicht passé, die „überlegene“ europäische Gesellschaft bleibt das Maß aller Dinge. Wenn gleichzeitig aber trotz allem die Fröhlichkeit, Solidarität und Gastfreundschaft der „unterentwickelten“ Völker unterstrichen werden, wird auch hier die Projektion von in Europa vermissten Tugenden sichtbar.

Dass sich angesichts dieser Situation immer noch so viele Menschen finden lassen, die sich den Stereotypen widerstandslos unterordnen und in Touristenregionen oder in europäischen Städten in eigener Verantwortung Dinge vorführen, die mit ihrer tatsächlichen Lebensrealität nur noch wenig zu tun haben, kann als bedauerlich angesehen werden. Ihre Beweggründe sind vermutlich dieselben, die schon vor 200 Jahren die „Hottentotten-Venus“ in England zum Auftreten bewogen haben: Ein Publikum, das seinem Alltag entfliehen und unterhalten werden will, zahlt für „exotische“ Vorführungen viel Geld. Den Thailändern, Senegalesen oder Mexikanern heute jedoch reine Profitgier vorzuwerfen, wäre unfair und unsinnig, zur mangelnden Reflexion über die Auswirkungen ihrer Vorführungen gesellt sich nämlich sicherlich auch bei ihnen ein Stück weit die Identitätskrise, die den Europäer unserer Zeit schon so fest im Griff hat.

Insbesondere die Bewohner der ehemaligen Kolonialreiche sind in ihrer Selbstwahrnehmung durch Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte der Fremdbestimmung geprägt und haben einige der ihnen zugeschriebenen Charakteristika längst verinnerlicht. Auch die völlig willkürliche Grenzziehung der Kolonialzeit, die mit der Unabhängigkeit von souveränen Staaten zum Status quo wurde, hat die Identitätssuche der betroffenen Völker weiter erschwert. Während Bewegungen wie die *Négritude* dabei eher nach den (längst verlorenen?) Wurzeln suchten, haben sich Ideen wie die *Ivoirité* der aktuellen Lage angepasst, ohne dabei jedoch den Lebensrealitäten und dem Befinden der Menschen besser gerecht zu werden.³⁷⁰ Während in einigen Gegenden der Welt Heimatmuseen und Folklore also vor allem dem Verlust der Identität im Zuge der Globalisierung entgegenwirken sollen, sind andere Völker gerade dabei, ihre Identität nach lange währender Fremdherrschaft und willkürlicher Neuordnung überhaupt erst zu entwickeln. Idealisierungen und Stereotypen spielen hier wie dort eine wichtige Rolle.

³⁷⁰ Inwiefern schon Welt- und Kolonialausstellungen die Nationalismen im ehemals französisch beherrschten Afrika gefördert haben, vgl. Lüsebrink, *La Grande Nation et ses provinces*, S. 153–156.

Ohne für eine allzu engagierte Geschichtsschreibung plädieren zu wollen, die schnell polemisch und tendenziös zu werden droht, hätte die Forschung hier doch ein Thema gefunden, das es lohnt, der Bevölkerung präsentiert zu werden. Warum es Stereotypen gibt und wie man sie am besten bekämpfen kann, wissen andere Disziplinen zwar besser, die Geschichtswissenschaft kann aber aufzeigen, woher sie kommen und wie sie im Lauf der Zeit instrumentalisiert worden sind. Speziell in Bezug auf die Schaustellungen von außer-europäischen Menschen tun sich noch große Lücken auf, die Tragweite des Phänomens könnte noch viel besser erfasst werden, wenn mehr Länder vergleichend auf ihre Ausstellungskontexte hin untersucht werden würden. Vor allem der Vergleich ermöglicht es nämlich, die verschiedenen Formen und Einsatzmöglichkeiten von Menschenschaustellungen zu ermitteln und ihren unterschiedlichen Einfluss auf die Sichtweise der europäischen Bevölkerung zu erkennen.

Jeder Veranstalter von kulturellen Begegnungen sollte sich heute die Frage stellen, in welche Tradition er sich einreihet. Die historischen Beispiele zeigen als Extremfälle, welche Gefahren mit Schaustellungen von „Exoten“ verbunden sind, welchen Effekt sie auf die Ansichten der Menschen mitunter haben und welchen langfristigen Schaden sie anrichten können.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

Altenberg, Peter: Ashantee. Berlin 1897.

Deutsche Kolonialzeitung, Jahrgang 1900.

Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung. Hrsg. von d. Arbeitsausschuss der Deutschen Kolonial-Ausstellung Graf von Schweinitz, C. von Beck, F. Imberg. Redaktion Gustav Meinecke. Berlin 1897.

Die Gartenlaube, Jahrgang 1879.

Hagenbeck, Carl: Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen. Berlin 1908.

Hagenbeck, John G.: Fünfundzwanzig Jahre Ceylon. Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies. Bearbeitet und hrsg. von Victor Ottmann. Dresden 1922.

Hagenbeck, John G.: Mit Indiens Fahrendem Volk. Berlin 1932.

Huard, Charles-Lucien: Livre d'or de l'exposition de 1889. Paris 1889.

Illustrierte Zeitung, Jahrgänge 1879, 1892.

Journal des voyages, Jahrgang 1907.

L'Illustration, Jahrgänge 1889, 1894, 1896, 1900, 1907, 1922.

Le Temps, Jahrgang 1889.

La Nature, Jahrgänge 1895, 1900.

La Quinzaine coloniale, Jahrgang 1906.

Mortimer, Favell Lee: Far off; or, Asia and Australia described. London 1852.

Mortimer, Favell Lee: Far off, Part II; or, Africa and America described. London 1854.

Pracht-Album photographischer Aufnahmen der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 und der Sehenswürdigkeiten Berlins und des Treptower Parks, Alt-Berlin, Kolonial-Ausstellung, Kairo etc. Text von Paul Lindenberg. Berlin 1896.

Revue des deux mondes, Jahrgang 1900.

Rimmel, Eugene: Recollections of the Paris exhibition of 1867. London 1868.

Rousselet, Louis: L'exposition universelle de 1889. Paris 1890.

Sokolowsky, Alexander: Carl Hagenbeck und sein Werk. Leipzig 1928.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang 1885.

Sekundärliteratur

Ageron, Charles-Robert: France coloniale ou parti colonial? Paris 1978.

Aldrich, Robert: Greater France. A history of French overseas expansion. Basingstoke/London 1996.

Altick, Richard D.: The shows of London. Cambridge (MA) u. a. 1987.

Andrault Jean-Michel/David, Philippe: Le „village noir“ de l'exposition de Nantes de 1904 en histoire et en images. In: Annales de Bretagne et des pays de l'Ouest 102 (1995), S. 108–125.

Andrew, Christopher M./Grupp, Peter/Kanya-Forstner, Alexander S.: Le Mouvement colonial français et ses principales personnalités, 1890–1914. In: Revue française d'histoire d'outre-mer 229 (1975), S. 640–673.

- Arnold, Stefan: Propaganda mit Menschen aus Übersee. Kolonialausstellungen in Deutschland, 1896 bis 1940. In: Debusmann/Riesz, Kolonialausstellungen. S. 1–24.
- Bachollet, Raymond u. a. (Hrsg.): *Négripub: l'image des Noirs dans la publicité*. Paris 1992.
- Badenberg, Nana: Zwischen Kairo und Alt-Berlin. Sommer 1896: Die deutschen Kolonien als Ware und Werbung auf der Gewerbe-Ausstellung in Treptow. In: Alexander Honold/Klaus R. Scherpe (Hrsg.): *Mit Deutschland um die Welt. Eine Kulturgeschichte des Fremden in der Kolonialzeit*. Stuttgart u. a. 2004. S. 190–199.
- Bancel, Nicolas/Blanchard, Pascal/Gervereau, Laurent: *Images et colonies. Iconographie et propagande coloniale sur l'Afrique française de 1880 à 1962*. Paris 1993.
- Bancel, Nicolas/Blanchard, Pascal/Lemaire, Sandrine: Ces zoos humains de la République coloniale. In: *Le Monde diplomatique*, August 2000, S. 16–17.
- Bancel, Nicolas/Forsdick, Charles/Minder, Patrick: L'effacement des exhibitions ethniques. In: Blanchard/Boëtsch/Jacomijn Snoep, *Exhibitions*. S. 318–343.
- Bancel, Nicolas u. a. (Hrsg.): *Zoos humains. De la vénération des hottentots aux reality shows*. Paris 2002.
- Bancel, Nicolas u. a. (Hrsg.): *Zoos humains. Au temps des exhibitions humaines*. Paris 2004.
- Baratay, Éric: Le frisson sauvage: les zoos comme mise en scène de la curiosité. In: Bancel, *Zoos humains*. S. 31–37.
- Baratay, Éric: *Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark*. Berlin 2000.
- Béguet, Bruno (Hrsg.): *La science pour tous. Sur la vulgarisation scientifique en France de 1850 à 1914*. Paris 1990.
- Benedict, Burton: Rituals of representation: Ethnic stereotypes and colonized peoples at world's fairs. In: Nancy Gwinn/Robert W.

- Rydel (Hrsg.): Fair representations. World's fairs and the modern World. Amsterdam 1994. S. 28–61.
- Bennett, Tony: The exhibitionary complex. In: *New formations* 4 (1988), S. 73–102.
- Benninghoff-Lühl, Sibylle: Die Ausstellung der Kolonisierten: Völkerschauen von 1874–1932. In: Volker Harms (Hrsg.): *Andenken an den Kolonialismus. Eine Ausstellung des Völkerkundlichen Instituts der Universität Tübingen*. Tübingen 1984. S. 52–65.
- Bergougniou, Jean-Michel: Le „village noir“ à l'exposition d'Angers en 1906. In: *Archives d'Anjou* 1 (1997), S. 145–158.
- Bergougniou, Jean-Michel: Le village sénégalais à l'exposition internationale d'Amiens 1906. In: *Bulletin de la société des anti-quaires de Picardie*, 1. Trimester 1999, S. 175–208.
- Bergougniou, Jean-Michel/Clignet, Rémi/David, Philippe: „Villages noirs“ et autres visiteurs africains et malgaches en France et en Europe (1870–1940). Paris 2001.
- Bitterli, Urs: Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung. München 1991.
- Blanchard, Pascal/Boëtsch, Gilles/Jacomijn Snoep, Nanette (Hrsg.): *Exhibitions. L'invention du sauvage*. Arles 2011.
- Blanchard, Pascal u.a. (Hrsg.): *MenschenZoos. Schaufenster der Unmenschlichkeit. Völkerschauen in Deutschland, Österreich, Schweiz, UK, Frankreich, Spanien, Italien, Japan, USA....* Hamburg 2012.
- Blanchard, Pascal u. a. (Hrsg.): *Zoos humains et expositions coloniales. 150 ans d'inventions de l'autre*. Paris 2011.
- Boëtsch, Gilles/Ardagna, Yann: Zoos humains. Le „sauvage“ et l'anthropologue. In: Bancel, *Zoos humains*. S. 55–62.
- Bogdan, Robert: *Freak show. Presenting human oddities for amusement and profit*. Chicago/London 1988.

- Brändle, Rea: Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Deutschland. Zürich 2007.
- Brändle, Rea: Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze. Zürich 1880–1960. Bilder und Geschichten. Zürich 1995.
- Brulhard, Armand: Le village suisse de Genève à Paris, 1896–1900 ou la fabrication du rétro. In: Leïla el-Wakil/Pierre Vaisse (Hrsg.): Genève 1896. Regards sur une exposition nationale. Genf/Paris 2000. S. 109–118.
- Corbey, Raymond: Ethnographic showcases, 1870–1930. In: Cultural anthropology 8 (1993), S. 338–369.
- Coutancier, Benoît/Barthe, Christine: „Exhibition“ et médiatisation de l'Autre: le Jardin zoologique d'acclimatation (1877–1890). In: Bancel, Zoos humains. S. 306–314.
- Dauphiné, Joël: Canaques de la Nouvelle-Calédonie à Paris 1931. De la case au zoo. Paris 1998.
- David, Philippe: Le „village noir“ à l'exposition d'Orléans de 1905. In: Bulletins de la société archéologique et historique de l'Orléanais 119 (1998), S. 25–50.
- David, Philippe: Les „villages noirs“ aux expositions de Brest de 1901, 1913 et 1928 en histoire et en images. In: Les cahiers de l'Iroise 177 (1998), S. 49–59; 178 (1998), S. 59–69.
- David, Philippe: Le „village noir“ de l'exposition d'Auxerre en 1908. In: Bulletin de la société des sciences historiques et naturelles de l'Yonne 130 (1998), S. 337–356.
- David, Philippe: Villages, sujets et visiteurs coloniaux à l'exposition universelle de Paris (1889). In: Papa Samba Diop/Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrsg.): Littératures et sociétés africaines. Regards comparatistes et perspectives interculturelles. Mélanges offerts à János Riesz à l'occasion de son soixantième anniversaire. Tübingen 2001. S. 187–198.
- Debrunner, Hans W.: Presence and prestige: Africans in Europe. A history of Africans in Europe before 1918. Basel 1979.

- Debusmann, Robert/Riesz, János (Hrsg.): Kolonialausstellungen – Begegnungen mit Afrika? Frankfurt a. M. 1995.
- Deroo, Éric: Le cinéma gardien du zoo. In: Bancel, Zoos humains. S. 381–389.
- Dreesbach, Anne: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung „exotischer“ Menschen in Deutschland 1870–1940. Frankfurt a. M./New York 2005.
- Dreesbach, Anne: „Neu! Grösste Sehenswürdigkeit! Neu! Zum ersten Male in München!“ – Exotisches auf dem Münchner Oktoberfest zwischen 1890 und 1911. In: Dreesbach/Zedelmaier, Exotik in München. S. 9–33.
- Dreesbach, Anne/Zedelmaier, Helmut (Hrsg.): „Gleich hinterm Hofbräuhaus waschechte Amazonen“. Exotik in München um 1900. München u. a. 2003.
- Eißenberger, Gabi: Entführt, verspottet und gestorben. Lateinamerikanische Völkerschauen in deutschen Zoos. Frankfurt a. M. 1996.
- Eißenberger, Gabriele: Menschliche „Exoten“ in Zoologischen Gärten: Völkerschauen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Nana Badenborg u. a. (Hrsg.): kultuRRevolution 32/33 (Dezember 1995): Tropische Tropen – Exotismus, S. 112–120.
- Forgey, Elisa: „Die große Negertrommel der kolonialen Werbung“: Die Deutsche Afrika-Schau 1935–1943. In: WerkstattGeschichte 9 (1994), S. 25–33.
- Garrigues, Emmanuel: Villages noirs, zoos humains. Saint-Jean-de-Védas 2003.
- Girardet, Raoul: L'idée coloniale en France de 1871 à 1962. Paris 1972.
- Gissibl, Bernhard: Imagination an beyond: cultures and geographies of imperialism in Germany, 1848–1918. In: MacKenzie, European empires and the people. S. 158–194.
- Goldmann, Stefan: Wilde in Europa. Aspekte und Orte ihrer Zurschaustellung. In: Thomas Theye (Hrsg.): Wir und die Wilden.

- Einblicke in eine kannibalische Beziehung. Hamburg 1985. S. 243–269.
- Greenhalgh, Paul: Ephemeral vistas. The Expositions Universelles, great exhibitions and world's fairs, 1851–1939. Manchester 1988.
- Gründer, Horst: Indianer, Afrikaner und Südseebewohner in Europa: Zur Vorgeschichte der Völkerschauen und Kolonialausstellungen. In: Jahrbuch für europäische Überseegeschichte 3 (2003), S. 65–88.
- Grupp, Peter: Parti colonial français und deutsche Kolonialbewegung. In: Stefan Fisch/Florence Gauzy/Chantal Metzger (Hrsg.): Machtstrukturen im Staat in Deutschland und Frankreich. Les structures de pouvoir dans l'État en France et en Allemagne. Stuttgart 2007. S. 148–163.
- Haberland, Wolfgang: „Diese Indianer sind falsch“. Neun Bella Coola im Deutschen Reich 1885/86. In: Archiv für Völkerkunde 42 (1988), S. 3–67.
- Hale, Dana S.: L'„indigène“ mis en scène en France, entre exposition et exhibition (1880–1931). In: Bancel, Zoos humains. S. 315–322.
- Hale, Dana S.: Races on display. French representations of colonized peoples 1886–1940. Bloomington (IN) 2008.
- Harris, Neil: Humbug: The art of P. T. Barnum. Boston 1973.
- Klös, Ursula: Völkerschauen im Zoo Berlin zwischen 1878 und 1952. In: Bongo 30 (2000), S. 33–82.
- Kosok, Lisa/Jamin, Mathilde: Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende. Katalog zur Ausstellung des Ruhrlandmuseums der Stadt Essen vom 25. Oktober 1992 bis 12. April 1993. Essen 1992.
- Kramer, Fritz: Verkehrte Welten. Zur imaginären Ethnographie des 19. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. ²1981.
- Kretschmer, Winfried: Geschichte der Weltausstellungen. Frankfurt a. M./New York 1999.

- Lange, Annemarie: Das Wilhelminische Berlin. Zwischen Jahrhundertwende und Novemberrevolution. Berlin 1980.
- Lehmann, Alfred: Schautellungen im Leipziger Zoo. In: Karl M. Schneider (Hrsg.): Vom Leipziger Zoo. Aus der Entwicklung einer Volksbildungsstätte. Leipzig 1953. S. 72–92.
- Lehmann, Alfred: Zeitgenössische Bilder der ersten Völkerschauen. In: Werner Lang u. a. (Hrsg.): Von fremden Völkern und Kulturen. Beiträge zur Völkerkunde. Hans Plischke zum 65. Geburtstage. Düsseldorf 1955. S. 31–38.
- Lemaire, Sandrine u. a.: Les villages itinérants ou la démocratisation du „sauvage“. In: Blanchard/Boëtsch/Jacomijn Snoep, Exhibitions. S. 292–317.
- Lemaire, Sandrine: Le „sauvage“ domestiqué par la propagande coloniale. In: Bancel, Zoos humains. S. 275–283.
- Leprun, Sylviane: Le théâtre des colonies. Scénographie, acteurs et discours de l’imaginaire dans les expositions 1855–1937. Paris 1986.
- Lewerenz, Susanne: Die Deutsche Afrika-Schau (1935–1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzung im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt a. M. u. a. 2006.
- Lindemann, Anna-Maria: Mannheim im Kaiserreich. Mannheim ²1988.
- Lindfors, Bernth: A Zulu view of Victorian London. (= Munger Africana Library Notes 48 März 1979)
- Lindfors, Bernth: Circus Africans. In: Journal of American culture 6 (1983), No. 2, S. 9–14.
- Little, Roger: François Laobé-Rieux, le premier pilote noir... de fiction. In: *Africultures* 64 (2005), S. 128–131.
- Lozère, Christelle: Bordeaux colonial 1850–1940. Bordeaux 2007.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen: La Grande Nation et ses provinces. De la fonction créatrice d’identité des expositions coloniales, à

- l'exemple de la France. In: Debusmann/Riesz, Kolonialausstellungen. S. 135–156.
- Lutz, Hartmut: Abraham Ulrikab im Zoo. Tagebuch eines Inuk 1880/1881. Wesel 2007.
- MacKenzie, John M. (Hrsg.): European empires and the people. Popular responses to imperialism in France, Britain, the Netherlands, Belgium, Germany and Italy. Manchester/New York 2011.
- Malhotra, Ruth: Manege frei. Artisten- und Cirkusplakate von Adolph Friedländer. Dortmund 1979.
- Martin, Peter: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen. Hamburg 2001.
- Minder, Patrick: La construction du colonisé dans une métropole sans empire: le cas de la Suisse (1880–1939). In: Bancel, Zoos humains. S. 227–234.
- Mitchell, Timothy: The world as exhibition. In: Comparative studies in society and history 31 (1989), S. 217–236.
- Montaigne, Jean-Marc: Rouen 1896. Les villages africains de l'Exposition Coloniale. Rouen 2004.
- Osborne, Michael A.: Nature, the exotic, and the science of French colonialism. Bloomington (IN) 1994.
- Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. München 2009.
- Pierard, Richard V.: The German Colonial Society 1882–1914. Diss.phil., Iowa State University 1964 (Ms).
- Pruzan, Todd: A brief introduction. In: Favell Lee Mortimer/Todd Pruzan: The clumsiest people in Europe, or: Mrs. Mortimer's bad-tempered guide to the Victorian world. New York 2005. S. 1–20 (deutsch: München 2007).
- Richter, Roland: Die erste Deutsche Kolonial-Ausstellung 1896. Der „Amtliche Bericht“ in historischer Perspektive. In: Debusmann/Riesz, Kolonialausstellungen. S. 25–42.

- Rieke-Müller, Annelore: Pilou – Pilou, die Kanaken tanzen ihren Kriegstanz. Völkerschauen im Zoo Hannover 1878–1932. In: Beispiele. In Niedersachsen Schule machen 2 (1987), S. 40–44.
- Rühlemann, Martin: Das internationale Handels-Panoptikum – ein Massenmedium der Exotik. In: Dreesbach/Zedelmaier, Exotik in München. S. 35–52.
- Ruscio, Alain: Du village à l'exposition: les Français à la rencontre des Indochinois. In: Bancel, Zoos humains. S. 267–274.
- Schmidt-Linsenhoff, Viktoria/Wettengl, Kurt/Junker, Almut: Plakate 1880–1914. Inventarkatalog der Plakatsammlung des Historischen Museums Frankfurt. Frankfurt a. M. 1986.
- Schneider, Gerhard: Das Deutsche Kolonialmuseum Berlin und seine Bedeutung im Rahmen der preußischen Schulreform um die Jahrhundertwende. In: Die Zukunft beginnt in der Vergangenheit. Museumsgeschichte und Geschichtsmuseum. Hrsg. vom Historischen Museum Frankfurt. Frankfurt a. M. 1982. S. 155–191.
- Schneider, William H.: An empire for the masses. The French popular image of Africa, 1870–1900. Westport (CT) 1982.
- Schnitter, Daniela: Zur ersten Deutschen Kolonialausstellung im Rahmen der Berliner Gewerbeausstellung 1896. In: Die verhinderte Weltausstellung. Beiträge zur Berliner Gewerbeausstellung 1896. Hrsg. vom Bezirksamt Treptow. Berlin 1996. S. 115–124.
- Schwarz, Werner M.: Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung „exotischer“ Menschen, Wien 1870–1910. Wien 2001.
- Sébe, Berny: Exalting imperial grandeur: the French Empire and its metropolitan public. In: MacKenzie, European empires and the people. S. 19–56.
- Sippel, Harald: Rassismus, Protektionismus oder Humanität? Die gesetzlichen Verbote der Anwerbung von „Eingeborenen“ zu Schaustellungszwecken in den deutschen Kolonien. In: Debusmann/Riesz, Kolonialausstellungen. S. 43–64.

- Stadler, Andrea: Von „schlangengewachsenen Wüstensöhnen“ und „blutdürstigen Kriegerinnen“. Die Münchner Presse über „exotische“ Gäste in der Stadt. In: Dreesbach/Zedelmaier, Exotik in München. S. 79–98.
- Staehelin, Balthasar: Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel 1879–1935. Basel 1993.
- Thode-Arora, Hilke: Afrika-Völkerschauen in Deutschland. In: Marianne Bechhaus-Gerst/Reinhard Klein-Arendt (Hrsg.): AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche – Geschichte und Gegenwart. Münster 2004. S. 25–40.
- Thode-Arora, Hilke: „Charakteristische Gestalten des Volkslebens“. Die Hagenbeckschen Südasien-, Orient- und Afrika-Völkerschauen. In: Gerhard Höpp (Hrsg.): Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945. Berlin 1996. S. 109–135.
- Thode-Arora, Hilke: Das Eskimo-Tagebuch von 1880. Eine Völkerschau aus der Sicht eines Teilnehmers. In: Kea 2 (1990), S. 87–115.
- Thode-Arora, Hilke: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen. Frankfurt a. M./New York 1989.
- Troi, Van Tran: L'éphémère dans l'éphémère: la domestication des colonies à l'Exposition universelle de 1889. In: Ethnologies 29 (2007), S. 143–169.
- Wolter, Stefanie: Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und Anfänge des Massenkonsums. Frankfurt a. M. 2005.
- Wörner, Martin: Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900. Münster u. a. 1999.
- Zickgraf, Peer: Völkerschau und Totentanz. Deutsches (Körper-)Weltentheater zwischen 1905 und heute. Marburg 2012.
- Zimmerman, Andrew: Anthropology and antihumanism in Imperial Germany. Chicago/London 2001.

Zippelius, Adelhart: Der Mensch als lebendes Exponat. In: Utz Jeggle u. a. (Hrsg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek bei Hamburg 1986. S. 410–429.

Internetquellen

Berhuse, S.: L'affaire des Baka du Cameroun en Belgique,
<http://archive.indymedia.be/news/2002/09/31136.html>, zuletzt
 abgerufen am 21.07.2013.

Blanchard, Pascal/Deroo, Éric: „Zoos humains“ – Les zoos humains,
 symbole inavouable de l'époque coloniale et du passage du XIXe
 au XXe siècle, [http://www.dailymotion.com/video/xg02z_doc-](http://www.dailymotion.com/video/xg02z_doc-les-zoos-humains-webcam)
[les-zoos-humains-webcam](http://www.dailymotion.com/video/xg02z_doc-les-zoos-humains-webcam), zuletzt abgerufen am 21.07.2013.

Der Schwarze Blog. der braune mob e.V. – media watch,
<http://blog.derbraunemob.info/>, zuletzt abgerufen am
 21.07.2013.

Musée du quai Branly: Exhibitions. L'invention du sauvage,
[http://www.quaibranly.fr/fr/programmation/expositions/exposi-](http://www.quaibranly.fr/fr/programmation/expositions/expositions-passees/exhibitions.html)
[tions-passees/exhibitions.html](http://www.quaibranly.fr/fr/programmation/expositions/expositions-passees/exhibitions.html), zuletzt abgerufen am 21.07.2013.

Un mois de festivités: Un jardin en Chine au Jardin d'Acclimatation,
<http://www.amb-chine.fr/fra/zfzj/whjw/t428609.htm>, zuletzt
 abgerufen am 21.07.2013.

Wulff, Ina: *Völkerschauen – Kolonialschauen – Schaustellungen*.
 Ein Literaturverzeichnis [letzte Änderung: August 2010],
[http://www1.uni-hamburg.de/Medien/berichte/arbeiten/](http://www1.uni-hamburg.de/Medien/berichte/arbeiten/o111_10.html)
[o111_10.html](http://www1.uni-hamburg.de/Medien/berichte/arbeiten/o111_10.html), zuletzt abgerufen am 21.07.2013.

In ihrer 2011 bei Prof. Friedrich Kießling entstandenen Magisterarbeit *Völkerschauausstellung in Deutschland und Frankreich von 1874 bis zum Ersten Weltkrieg* nimmt Dagmar Seck mit ethnologischen Ausstellungen fremder Kulturen und Völker ein Phänomen der Kolonialzeit in den Blick, kann aber deutlich machen, dass diese heute befremdlich wirkenden Völkerschauen keineswegs allein aus imperialen Politiken und Praktiken heraus erklärt werden können. Die Autorin untersucht vergleichend in deutschen und französischen Quellen – Zeitungen, Zeitschriften, aber auch in ausgewählten Ego-Dokumenten – die jeweiligen gesellschaftlichen Diskurse rund um die Völkerschauen und fragt nach zeitgenössischen Imaginations- und Konstruktionsformen des Fremden oder nach Wahrnehmung und Attraktivität von Exotik. Dagmar Seck kann so jenseits kolonialer Propaganda – und trotz der nationalen Unterschiede in Darstellung und Inszenierung – in beiden Ländern unternehmerische Interessen der Veranstalter und insbesondere Neugier und Unterhaltungsbedürfnis der Ausstellungsbesucher als wichtige Faktoren zur Erklärung des Phänomens der Völkerschauen und der sie begleitenden Diskurse herausarbeiten.

ISBN 978-3-944057-05-7



9 783944 057057